

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Für Arbeit und Besinnung. 1947-1952 1949

15/16 (1.8.1949)

BEILAGE ZU
FÜR ARBEIT UND BESINNUNG

Karlsruhe, 1./15. August 1949

3. Jahrgang / Nr. 15/16

HANDREICHUNG FÜR DIE CHRISTENLEHRE

Jesus Christus in der Weltgeschichte
Christenlehr-Entwurf Plan: B/II/Nr. 1

Vorbemerkung: Plangemäß besprechen wir nun „Aktuelle Fragen“ im Umkreis des II. Glaubensartikels.

Jesus Christus war in der Weltgeschichte

In dem Lehrbuch für Geschichte, das, von einem Russen verfaßt, von einem Prof. Siggel übersetzt, in der Ostzone gebraucht wird, taucht die Behauptung auf, daß es nie den Jesus gegeben habe. Vielmehr sei er eine erdichtete Gestalt, der man im 6. Jahrhundert ein Geburtsjahr und einen Geburtstag unterschoben habe. Das ist ein keineswegs neuer — seitdem der deutsche Prof. Drews Jesus zu einem Sternmythus „erklärt“ und auch Petrus und Paulus zu Sternbildern gemacht hatte und mit solchen Erklärungen auf Vortragsreisen gegangen war — Angriff, wenn es auch immer der plumpste ist. Wie oft das klare Wissen fehlt, daß Jesus wirkliche, geschehene Geschichte ist, erhellt aus dem unwillkürlichen Wort einer braven Kirchenchristin nach einem Lichtbildervortrag über die Stätten des Hl. Landes, als sie Bethlehem und Nazareth usw. gesehen: „Dann ist ja das alles wahr!“ — Ist Jesus uns Märchen oder geschehene Geschichte? Daß er das ist, daran hängt schlechterdings alles

Wir haben Quellen und Belege für die Geschichtlichkeit Christi. Die Evangelien sind hervorragende Zeugen. — Eine gewaltige Forschungsarbeit wurde an ihnen geleistet. Schon mit ihrer Auffindung! Die Kirche muß sich auch die Erhellung ihres geschichtlichen Grundes alles kosten lassen! Da findet man vor 20 Jahren in Oberägypten Fragmente des Johannesevangeliums, heute in der John-Rylands-Bibliothek in Manchester, das nach dem Fund schon um 100 n. Chr. dort gelesen worden sein muß. Damit wird das Johannesevangelium als das jüngste der vier

Aus dem Inhalt: Handr. f. d. Christenlehre: B II 1 und 2 / Handr. f. d. Predigt: 10., 11., 13. So. n. Trin. / Aussprache: Zu den liturgischen Reformbestrebungen - Zur konfessionellen Lage in Deutschland - Die Frage der Heimatvertriebenen / Berichte und Mitteilungen: Christoph Blumhardt - Christlicher Glaube und Weltanschauung - Tag der Inneren Mission - Bibliothek des Ev. Oberkirchenrats - Pfarrertag des Ev. Pfarrvereins / Zeitschriftenschau.

B



245

weit in das 1. Jahrhundert hineingedrückt. Die älteren aber kann man einwandfrei auf ältere Vorlagen untersuchen mit ihren Übereinstimmungen und Abweichungen; ein Urmarkus und eine Logienquelle heben sich uns entgegen. Nicht genug damit. Formgeschichtlich arbeitende Wissenschaft, gewissermaßen mikroskopisch arbeitend, untersucht jeden Spruch, jede Erzählung und stößt vor bis zur ältesten Tradition; man kann sagen: bis zu jenem Augenblick, wo der aramäisch redende Herr sein Wort den Jüngern übergibt, die, wohl oft gleichzeitig, doppel-sprachig, das Gehörte ins Griechische übertrugen. Schon zehn Jahre nach Jesu Kreuzigung hört Paulus festgeformte Überlieferungen! (Keine Überlieferung aus dem Altertum kann auch nur von ferne sich messen mit so zahlreichen, so frühen, so übereinstimmenden Texten!) Vor aller echten Forscherarbeit taucht auf der Mensch Jesus, dessen Geist und Leben die Kirche schuf.

Die Weltgeschichte nahm davon Notiz. Tacitus' Annalen XV (um 110): „verhaßte Leute, die Chrestianer heißen. Der Name hängt zusammen mit einem Christus, den der Prokurator Pontius Pilatus unter der Herrschaft des Tiberius hatte hinrichten lassen“. Zeugnisse bei Sueton, Josephus (um 90), dem römischen und dem jüdischen Geschichtsschreiber.

Jesus Christus, nach Wort und Werk, ist unerfindbar. Am Anfang der ungeheuren geschichtlichen Bewegung, genannt Christentum, steht eine geistesmächtige Person. Das ist das klare Urteil der Wissenschaft. Dieser Jesus war in der Weltgeschichte.

Jesus Christus ist in der Weltgeschichte

Wir meinen damit nicht seine geschichtliche Wirkung. Sie ist ungeheuer. Auf allen Gebieten. So groß, daß man sie gar nicht in das Auge bekommen kann. (Man kann wohl ein Buch über die geschichtliche Wirkung Karls des Großen, Bismarcks oder Mohammeds schreiben, aber nicht über die Christi!) Was gab er nicht der Architektur (Aus Glauben entstanden die Dome!), der Malerei (Der Isenheimer Altar ist nicht „Kunst an sich“, sondern Christusbegegnung!), der Musik (Bach ist die Musik eines versöhnten Gewissens!), der Geschichte („Europa ist unter dem Kreuz geworden“, ja, die Einheit fanden die deutschen Stämme auch nur durch den einigenden Christusglauben!), dem menschlichen Umgang und der Sitte (Die blutigen Opfer der Germanen hörten auf! Ein Volk steht unter der Predigt der Zehn Gebote, unter dem Vorbild der dienenden Liebe!), der Wissenschaft (Warum haben die Neger, die Chinesen, nicht die moderne Forschung geschaffen? Nicht wegen mangelnder Intelligenz. Christus hat den Raum zur geistigen Freiheit gegeben!), dem Menschen (Wo immer um die Freiheit des Menschen gekämpft wird gegen Knechtschaft, ist Christus. Nein, umgekehrt! Wo Christus ist, wird Sklaverei abgetan. Vgl. den Kampf der Beecher-Stowe in „Onkel Toms Hütte“ gegen die Sklaverei, ein geschichtemachendes Buch!). Fernwirkung Christi ist es, wenn der bolschewistische Verwundete nach dem „Samaritari“, dem Samariter von Luk. 10, auf dem Kampffeld schrie; wenn der Vertreter Afghanistans (!) Rammate auf der Genfer Weltkonferenz des Roten Kreuzes im Frühjahr 1949 das Zeichen des Kreuzes verteidigt, weil es das „Symbol der Liebe für den leidenden Nächsten“ sei

— gegen den Holländer Beelaerts van Bleckland, der das Rote Herz einführen wollte; wenn Feinde gespeist werden (Hilfswerk) „In the name of Christ!“ usw. Jesus Christus ist zweifellos die fruchtbarste und erregendste Gestalt der Weltgeschichte!

Das sind schon Hinweise.

Aber unmittelbarer noch, scheint es, ist Jesus Christus da in der Weltgeschichte im Haß der Feinde! — Es ist doch eine erstaunliche und kaum glaubliche Tatsache, daß in unserem XX. Jahrhundert eine ganze Reihe von Staaten riesige Polizeiaufgebote unterhielten und die Gesetzesmaschinerie laufen ließen im Kampf gegen einen Menschen, der vor 2000 Jahren gekreuzigt wurde! (Mexico fing an. Vgl. G. Greenes Roman „Die Kraft und die Herrlichkeit“. Sehr schön „Christus oder Antichristus“ in W. Busch „Kleine Erzählungen“: Busch wird von seinem brennenden Haus weg zur Gestapo geholt. Das messerscharfe Gespräch mit dem Gestapohaupt enthüllt den Sinn der Geschichte: „Der Siegeszug des Evangeliums geht weiter!“ — „Der weltanschauliche Kampf geht weiter! Und wenn die Welt untergeht!“ („Wir sahen uns in die Augen und fühlten, einer am andern, eine unheimliche Entschlossenheit!“)) — Warum der Kampf gegen Christus, gegen einen, den man doch für tot hält? Nietzsche, der sich selbst zum Antichrist ausrief, mag es sagen: „Wenn es einen Gott gibt, wie hielt ich es aus, nicht Gott zu sein?!“ Der Mensch, der sich auf den Thron Gottes setzen will, buchstäblich, hier in der Herrschaft über diese Erde, begegnet dem Einen, der Gottes Majestät und alleiniges Recht über die Seelen verteidigt: Jesus Christus! Der ist der Rechtswahrer Gottes und der wahre Heiland der Menschen. Man kennt schon diesen großen Gegner mit dem feinen Instinkt des Hasses! Dem Haß ist Jesus nie tot. Besser: Weil Jesus nicht tot ist, darum der Haß. M. Luther: „Et ego, nisi itos tumultus viderem, verbum Dei in mundo non esse dicerem!“

Jesus Christus ist da in der Weltgeschichte in der Freiheit der Seinen! — Wir loben damit nicht die Christen. Da ist nichts zu loben, vielmehr viel Grund zum Schämen. Hier ist zu verfahren, wie jener Jude tat, von dem Boccaccio erzählt: Vor der Taufe zum Christen wollte er nach Rom. Schrecken bei seinen christlichen Freunden. Es war das Rom der Renaissancepäpste. Zurückgekehrt ließ er sich aber taufen; denn „eine Sache, die auch durch das Versagen ihrer Anhänger nicht zugrunde gerichtet werden kann, muß eine wahrhaft göttliche Sache sein“. Dies vorausgeschickt ist nun aber doch zu sagen, daß über dem Christenmenschen ein Glanz, eine Freiheit liegt, die nicht von ihm selber sind. (In unserer Gemeinde benötigte ein älterer Flüchtling 7000 DM, um aus seiner Arbeitslosigkeit sich wieder in sein eigenes Gewerbe, die Buchdruckerei, zu retten. Wer hat das Geld? Wer gibt das Geld ohne Sicherheit in eine riskierte Sache? Dem Gebet des Mannes erschließt sich das Herz eines Geldgebers, der, notabene, das Geld selbst nicht hat, sondern als Hypothek auf sein Haus aufnimmt!) — Die Freiheit, die Christus gibt, kann noch andere Formen haben, nicht nur von sich selbst und seinem Geiz, auch die Freiheit vom Urteil der Menschen, der Geborgenheit in Gott, der Demut, der Liebe. Es ist schon ein Geheimnis um einen Christenmenschen! „Sie wären nicht, wenn ER nicht wäre.“ Die Tür aber, durch die Christus eintritt, ist, wenn man genau hinsieht, der Gottesdienst mit der

Predigt. Daher kommt's! Von seinem Wort! Will einer Christus „erfahren“, dann muß man ihn dorthin mitnehmen! Mat. 18, 20! Da, da ist Christus wirklich „da“ in der Weltgeschichte. Dort hebt alles an! Bist du bereit?

Rudolf Bössinger

Die Welt erhält eine Zukunft

Christenlehr-Entwurf. Plan B / II/ Nr. 2

Die Ankündigung.

Jesus Christus hat der Welt eine Zukunft gegeben!

Durch all sein Reden geht die Ankündigung eines Kommenden, einer Weltwende. Er hat — als einziger — den Blick auf die verborgene Weltenuhr getan und ruft die Zeit aus: „5 vor 12!“ (wie an einem zerstörten Kirchturm die Zeiger so stehen geblieben sind in der Bombennacht und nun schon durch Jahre diese von manchem ahnungsvoll begriffene Warnung bekunden!). Etwas Ungeheures schickt sich an zu kommen: Gottes Reich! Vgl. seinen ersten Ruf Matth. 4, 17 und die Seligpreisungen (Luthers Übersetzung mit „sollen“ bringt das Futurische nicht deutlich zum Ausdruck). Ja, Christus lehrt um das Reich bitten (2. Bitte).

Jetzt ist Einlade-Zeit (Gleichnis vom Gr. Abendmahl, Luk. 14, 16 ff.), Hör-Zeit (vgl. die Pointe des Gleichnisses vom Reichen Mann und Armen Lazarus, Luk. 16, 31!), Sä-Zeit auf die Ernte hin (Matth. 13, 24 ff.). Jetzt gilt es Öl auf die Lampen zu besorgen (Matth. 25, 1 ff.)! Diese Zukunft will also tief in die Gegenwart eingreifen!

Wie kommt das Reich Gottes? — Während Christus es nie ausmalt, sondern es damit sein Bewenden haben läßt, daß es eben Gottes Reich — das nach Gottes Willen geordnete, von Gott durchwaltete Reich — ist, macht er doch die Plötzlichkeit seines Kommens scharf deutlich; wie ein Blitz (Luk. 17, 24), wie ein Dieb in der Nacht (Matth. 24, 43), wie die Wasser der Sintflut (Matth. 24, 37 ff.), wie der heimkehrende Hausherr mitten in unwürdige Szenen hinein! Das Reich kommt also nicht durch Entwicklung zustande und beruht nicht auf unserer Organisation.

Um des Reiches willen schickt Christus seine Jünger aus (Matth. 10, 5 ff.). „Nicht so langsam, sie sterben sonst darüber!“

Zum Verständnis der Botschaft vom Reich.

Mit dieser Botschaft nimmt Christus ihre angemessene Selbstmächtigkeit und Selbstherrlichkeit. Er läßt sie die eigene Lage begreifen: Sie gleicht einer umzingelten Stadt, die sich noch nicht übergeben hat, deren Schicksal aber angesichts der Massen der sich um sie aufbauenden Belagerer entschieden hat (vgl. die schöne Legende E. Klapproths „Das Angesicht des Königs“: der König der Belagerer zieht Bettlergewandung an und begibt sich in die verlorene Stadt, um zu gewinnen, wer noch zu gewinnen ist! oder vgl. das Münster des Jan Bokelson 1534/35: die Stadt im Taumel, während ihr Schicksal in Gestalt des bischöflichen Heeres sich zusammenzieht). Die Welt liegt da, wie Pompeji zu Füßen des „harmlosen“ Vesuvs: Im Jahre 79 brach es über die Stadt herein; die Ausgrabungen sind erschütternd; Mutter mit dem schlafenden Kind vom Tod überrascht; der Diener, der die Silberschätze retten wollte, liegt neben der Leiche des Herrn, die den Schlüssel hält, vom Steinhagel zugedeckt; an den Wänden Wahlaufrufe, Reklame, Einladung zum Spiel der

„erfäh-
Da, da ist
! Bist du
inger
nmenden,
erborgene
inem zer-
Bomben-
gsvoßl be-
zu kom-
die Selig-
sche nicht
(2. Bitte,
14, 16ff.),
nd Armen
ff.). Jetzt
e Zukunft
e ausmalt,
tes Reich
eich — ist
tlich; wie
, wie die
Hausherr
icht durch
ion.
Matth. 10,
stmächtig-
reifen: Sie
hat, deren
enden Be-
„Das An-
ewandung
wer noch
534/35: die
schöflichen
zu Füßen
dt herein:
nden Kind
ollte, liegt
nhagel zu-
a Spiel der

49 Gladiatorenpaare des Campinius“, auf den Altären die Opferreste, im Backofen die Brote —!

Positiv gewendet: Die Botschaft vom Reich macht klar, daß Gott der „Herr der Lage“ ist. Die Welt will ihm bestenfalls noch einen Winkel irgendwo belassen, eine Art „Leibgeding“. Aber „der vergessene Faktor“ (Factor = Macher, Schöpfer) ist der entscheidende Faktor! Auch wenn er (in seiner Geduld? in seinem Zorn?) noch zurückhält. Die Botschaft vom Reich nimmt uns die „Froschperspektive“, die alles von unten, nach unserem Horizont sieht. Sie gibt uns die neue, die wahre Schau; die Perspektive, wie man sie dort oben hat, wo alles entschieden wird. Die Lage der Welt wird in einem umfassenden Überblick deutlich.

Und: Die Gnade Gottes wird deutlich! Die Welt, die keine Zukunft aus sich selber hat — wir werden davon noch reden — erhält eine ganz wunderbare Aussicht. Der, der A und O ist und alles umschließt, will nicht die würgende Faust sein, sondern die aufbauende Hand. Damit sind wir aber schon bei Drohung oder Verheißung.

Gewiß, das Reich ist Gericht. „Dann werden zwei auf dem Felde sein; einer wird angenommen und der andere verlassen werden! Zwei werden mahlen auf der Mühle . . .!“ (Matth. 24, 40 f.). Ein Schwert wird trennen. Mit der Botschaft vom Reich ist die Spitze des Schwertes auf unser Herz gerichtet! Durch wieviele Worte und Gleichnisse Jesu geht ein tödlicher Ernst! (Es ist wahrhaft erschreckend, sie zusammenzustellen!) Ein Becher Wassers, von der Ewigkeit nie vergessen, kann zur Entscheidung werden, so oder so (vgl. Matth. 25, 35 mit 42; dort wird die gewaltige Gerichtsbühne gezeichnet!) Jeder ist gefragt: Taugst du für Gottes Reich?

Zugleich wird über die Erde eine unendliche Verheißung ausgesprochen, die wir einmal so sagen dürfen: Gott selbst wird die ungelösten Probleme der Welt zur Lösung bringen. 1. Problem, das die Welt selbst nie lösen kann: das Problem der Gerechtigkeit. Wann wird es auf der Welt einmal gerecht zugehen? Der wesentlichste Trieb aller Revolutionen (französische, russische, die des dritten und des vierten Standes, des Bürgers und des Proletariers) war das elementare Verlangen nach Gerechtigkeit. Was wird daraus? Michael Kohlhaas steht am Ende vor dem Abgrund seiner eigenen Untaten! Die Weltgeschichte ist ein Waffeleisen: es wird nur umgeklappt, und das Backen geht weiter. Damit zusammen hängt das Problem der Macht. Wann kommt endlich die Macht in gute Hände? Sehr des Überlegens wert ist der Zukunftsroman „1984“ von George Orwell (dargestellt in „Sonntagsblatt“ II/25): An der Spitze der Führer, Big Brother. Die Schicht der Parteigenossen durch Fernsehapparate, die überall eingebaut sind, überwacht. Überall Plakate: „Big Brother beobachtet dich!“ Die „Gedankenpolizei“ zerstäubt jeden, der anders als vorgeschrieben denkt. Darunter die fronende Schicht der Nichtparteimitglieder, in Elend und Stumpsinn. Einzige Ablenkung die wöchentliche Staatslotterie, Erziehung zum Haß gegen die Feinde außen und die „Verräter“ innen usw. Menschlich gesehen hat dieses Zukunftsbild die größte Chance der tatsächlichen Verwirklichung! — Das 2. unlösbare Problem ist das der Wahrheit! Riesige Forschungsarbeit, Eindringen in die erstaunlichen Geheimnisse des Mikro- und Makrokosmos; aber der eigentlichen Wahrheit kommt man nicht näher. Ideo-

logien kommen auf verschiedenste Art, züchten Fanatismus, bauen sich einen „Propagandaapparat“, bekämpfen sich mit Radio und Zeitung; der Mensch weiß nichts Rechtes mehr von sich, der Welt, Gott, Wissenschaft ist nicht Wahrheit: Thomas erfindet die Thomasuhr, den ersten Zeitzähler, versenkt damit Schiffe, die hochversichertes Gepäck von ihm trugen. — Das Problem der Liebe. Der Mensch möchte geliebt und (im rechten Sinne) geehrt, gewürdigt sein. Man hat einmal auf die Technik, auf die sozialistische Gesellschaft gehofft: sie werden das menschenwürdige Dasein schaffen. Zurzeit ist man im Begriff, diese Illusion zu begraben. Zu viel hat der Mensch vom Menschen erlebt! Diese Verheißung ist mit dem Reiche Gottes gegeben: Gott wird das geben und sein, die Gerechtigkeit („... in welchen Gerechtigkeit wohnt“, 2. Petr. 3, 13), die Wahrheit („... dann aber werde ich erkennen ... von Angesicht zu Angesicht“, 1. Kor. 13, 12), die Liebe („... nun aber bleibt ... die Liebe ... die größte unter ihnen“, 13, 13).

Christi Botschaft im Kreuzfeuer.

Spekulation, sagen die einen, Träume der Zukurzgekommenen. Die malen sich ein Schlaraffenland aus. Vgl. aber dazu das Wort des Vaters A. Schlatter, als die Umstehenden dem Sterbenden das Lied von den Goldenen Gassen singen wollten: „Geht mir weg mit dem Plunder. Mich verlangt, am Herzen des Vaters zu hängen!“

Verrat an der Erde, meinen andere, an den Aufgaben hier (Feuerbach); oder kapitalistische Ablenkungsmanöver, Opium für die betrogenen Werktätigen. Umgekehrt: Das kommende Reich gibt der Pflicht hier den ewigen Akzent! Hier darf das anvertraute Pfund nicht im Schweißstuch vergraben werden (Luk. 19, 11 ff.) „Alles, was wir leben, ist nur zur Probe“.

Wahn, Jesus hat sich getäuscht; das Reich Gottes ist ja nicht gekommen! — „Von dem Tag aber und der Stunde weiß niemand ...!“ (Matth. 24, 36). Ein Unterpfand des Reiches aber ist uns gegeben, das ist Christus selber, Er ist das Zeichen des Jona inmitten dieses ungläubigen Ninive (Matth. 12, 38 ff.), mit seinem Ruf, seinem Sterben und Auferstehen. Er ist der Zündsatz in der Granate des Reiches Gottes, der die große Sprengmasse zur Entzündung bringen wird; vor Gott ein Nu, was der Verstand zerteilen kann. Zwischen Zündung und Explosion leben wir! Rätselvolle Zeit!

Rudolf Bösing er.

HANDREICHUNG FÜR DIE PREDIGT

10. Sonntag nach Trinitatis: 2. Petrus 1, Vers 3—11

Den Verf. dieser zweifellos jüngsten Schrift des NT. bewegt die Sorge, durch die Verzögerung der erwarteten Wiederkunft Christi könne der Zweifel viele Gläubige befallen und freche Kritik von Außenstehenden die Gemeinde bedrohen. Darum ermahnt er zur Treue gegen die alte Wiederkunftserwartung und erklärt die Verzögerung als ein Zeichen der besonderen Langmut Gottes. (Kap. 3, 9.) Daraus entfaltet er die Pflicht, in dieser Zeit den Willen Gottes neu zu erkennen und Fleiß daran zu wenden, „daß ihr vor ihm unbefleckt und unsträflich im Frieden erfunden werdet“ (Kap. 3, 14). Unsere Perikope spricht ganz besonders von

diesem Fleiß, den wir an die Arbeit an uns selbst wenden sollen. Dieser Fleiß hat seinen Ausgangspunkt in dem, was uns durch Christus geschenkt ist (V. 3 u. 4), und sein Ziel in dem, was Gott darreicht. (V. 11.) Diese Ermahnung zur fleißigen Arbeit an uns selbst vermeidet trotz aller Gefahren jeglichen Synergismus, unterstreicht die sittlichen Tugenden, warnt eindringlich vor Quietismus und leichtfertiger Hinnahme der Vergebung der Sünden (= vergißt der Reinigung seiner vorigen Sünden, V. 9) und weist darauf hin, daß nur im Ernstnehmen dieses sittlichen Ringens die Erkenntnis Christi wachse. (V. 8.) Die Siebenzahl der zu erstrebenden Tugenden (V. 5—7) soll wohl andeuten, daß alle Tugenden zu erstreben sind. Wenn der Verf. dabei das Wort arete, das sonst in der biblischen Sprache ungewohnt ist (Ph. 4, 8), hereinnimmt, so meint er damit nicht wie der Grieche die Selbstentfaltung menschlicher Tüchtigkeit, sondern die Tatsache, daß der Glaube als die innige Verbindung mit Gott solche Trefflichkeit aus sich heraus erzeugt. Die Erkenntnis ist hier wohl, wie auch Vers 9 zeigt, im Gegensatz zu den Gnostikern genannt, die unter Außerachtlassung christlicher Sittlichkeit von Gotteserkenntnis reden. Wie der ganze Brief, so warnt die mit den Irrlehrern (Gnostikern) geführte Auseinandersetzung auch uns, nicht in dialektischen Ausdrücken die Spannung zu verharmlösen, die zwischen Erwählung und Bewährung nun einmal besteht, wenn auch die eigene Leistung Gott nicht gnädig stimmen kann. Auf diese Gedanken weist u. a. besonders Friedrich Hauck, Die Kirchenbriefe im Neuen Testament, Deutsch, Göttingen 1949 S. 86/87, hin.

Zur Ausführung:

Einleitung:

Die hinter uns liegende Zeit hat den Glauben des Christen häufig in den Zusammenhang politischer Spannungen und Verfolgungen gestellt und darum die Ermahnung zum Zeugnis und Bekenntnis und seinen missionarischen Auftrag in den Vordergrund gerückt. Heute ist der Glaube des Christen wieder mehr zum Gegenstand des Gespräches, der verstandesmäßigen Auseinandersetzung oder zur Begründung einer „demokratischen Weltanschauung“ geworden. In beidem liegt eine große Gefahr, vor der uns dieses Textwort dadurch bewahren will, daß es uns zur fleißigen Arbeit an uns selbst ermahnt. Nicht die Wirkung des Glaubens nach außen auf andere, aber auch nicht die Betrachtung des Glaubens von außen her, sondern das Ergreifen des Glaubensgutes im eigenen Herzen prägt die christliche Persönlichkeit. So laßt uns heute diese Ermahnung zur fleißigen Arbeit an uns selbst mit aufnahmebereitem Herzen entgegennehmen.

Ermahnung zur fleißigen Arbeit an uns selbst.

I. Was ist der Grund für eine solche Ermahnung?

1. Es läge heute nahe, den Grund für diese Ermahnung zur fleißigen Arbeit an uns selbst in der Gefahr zu sehen, daß Außenstehende mit Fingern auf die Christen deuten und sagen: Seht, sie sind auch nicht besser als andere. Solche Begründung würde uns aber nur so weit zur Arbeit an uns selbst veranlassen, bis wir eine Außenfassade erreicht haben, an der die Menschen dieser Welt keinen Anstoß nehmen können. Ja wir könnten, abgesehen von offensichtlichen sittlichen Fehlern im großen und ganzen mit ihnen einig gehen: wir könnten denken wie sie, uns entrüsten

wie sie, uns erhaben dünken wie sie über alle Gefallenen und Vêrwahrlosten, wir könnten das Bild des seiner Güte sich wohl bewußten, selbstgerechten Bürgers abgeben, ohne eine wesentliche Arbeit an uns selbst tun zu müssen. In unserem Text geht es aber nicht um das Bild, das wir nach außen abgeben, sondern darum, wie wir vor Gott unsträflich erfunden werden. Darum wird nicht eine Begründung gegeben, die von der Wirkung nach außen, von der Zeugnisfähigkeit her genommen ist, sondern von wo ganz anders her. Es wird uns gezeigt, daß der Herr d e r ist, der uns berufen hat. Niemand in der Gemeinde kann sich der Tatsache entziehen, daß irgendwann und wo der Ruf Christi ihn schon getroffen hat. Durch diesen Ruf hat der Herr dich und mich schon angefordert. Es ist bereits ein Leugnen, ja ein Verleugnen unserer Vergangenheit, wollten wir behaupten, das Nichthören sei eine harmlose Sache. Der Ruf ist ergangen. Nichthören ist Widerstand gegen den Herrn, ist Verachtung des Herrn. Die Ermahnung gründet sich auf diese Entscheidung, der wir nicht mehr ausweichen können.

2. Sie gründet sich aber auch darauf, daß der, der uns ruft und beruft, uns mit dem Reichtum seiner Gaben beschenkt. Er schenkt uns alles, was zum göttlichen Wandel und Leben notwendig ist und dient: Die Mannigfaltigkeit seiner göttlichen Kraft, die sich am wunderbarsten darin äußerte wie er vergeben konnte, wie er beten konnte, wie er gehorchen und leiden und sterben konnte und wie er schließlich den Tod bezwang. Er schenkte uns gerade dadurch, daß er uns ruft und unseren Blick auf sich lenkt, seine Herrlichkeit und Tugend als Grundmaß, nach dem wir wachsen sollen und können. Seine Herrlichkeit ist sein Herrsein gegenüber den Versuchungen des Teufels, sein Herrsein über Wind und Wellen und über seine Gegner. Seine Tugend ist seine Echtheit in seinem Beruf, nicht die Menschen niederschlagen und zu verurteilen, sondern aufzurichten und die Verlorenen zu suchen und zum Vater zu führen. Wirklich Heiland sein ist seine arete. Und das umschließt die Tüchtigkeit, die wirken muß die Werke des, der ihn gesandt hat.

3. Was heißt das: Er schenkt uns diese Gaben?

Dadurch, daß er sie hat und in diesem Leben bewahrt und benützt, befreit er uns aus der Angst vor dem Tod und vor der Versuchung. Er befreit uns aus dem Gebundensein, aus dem Zwang des Gebundenseins an die Mächte der Sünde und der Welt. Er befreit uns auch vom Zweifel an Gottes Auftrag und Heilswille mit der Menschheit und zeigt uns das herrliche Ziel als die allergrößte Verheißung und Antriebskraft: daß wir teilhaftig werden sollen der göttlichen Natur. Obwohl wir, ja gerade weil wir alle diese Gaben gar nicht empfangen können, da wir ihrer unwürdig sind, darum tritt er an die Stelle der Unwürdigen, trägt unsere Unwürde, stirbt für uns am Kreuz und versöhnt uns mit Gott, damit wir empfangen können und um den Empfang bitten können. Weil wir so frei und reich geworden sind durch ihn, darum werden wir nun ermahnt zur Arbeit an uns selbst.

II. Worin soll diese Arbeit an uns selbst bestehen?

1. Das wird an sieben Beispielen gezeigt: Aus dem Glauben als der Wurzel soll Tugend, Erkenntnis, Selbstbeherrschung, Geduld (Tragkraft), Gottseligkeit (frommes Wesen), Bruderliebe und die jedem Menschen zum Heil dienende Liebe herauswachsen. Diese Aufzählung will keineswegs

vollständig sein, aber mit der Siebenzahl andeuten, daß Vollkommenes von uns gefordert ist. Doch wird mit diesen sieben Forderungen der Finger auf besonders wichtige Fragen der inneren Arbeit an uns selbst gelegt.

2. Im Glauben, wie ihn die Gemeinde hat vielleicht schon als festformuliertes Bekenntnis (im 2. Petr. Brief!) — es ist der Glaubensbesitz der Gemeinde im Gegensatz zu den Irrlehren gemeint — sind die männliche Tüchtigkeit und die klare Verstandeserkenntnis nicht ohne Bedeutung. Eine Verachtung der Arbeit und der Tat oder eine Verachtung des verantwortungsbewußten Gebrauchs des Verstandes ist hier eindeutig abgewiesen. Damit ist der Christ mitten hineingestellt in die Verantwortlichkeit des Lebens. Es ist die Beziehung hergestellt zwischen seinen sittlichen Entscheidungen und seinem Verhältnis zu Gott. Wie wenig ist uns oft unsere persönliche Meinungsbildung eine bewußte Funktion unseres Glaubens! Daß diese Beziehungen durchdacht werden, ist persönliche Arbeit eines jeden Christen an sich selbst und kann weder durch ein Lehrbuch der Ethik, noch durch eine priesterliche Entscheidung dem Einzelnen abgenommen werden.

3. Daß wir sowohl in der Tüchtigkeit als auch im Gebrauch unseres Verstandes uns Zügel anlegen, im rechten Maß bleiben gegenüber dem Urteil und der Arbeit des Bruders, ist eine Mahnung, die besonders dem gegeben werden muß, der ohne Lebenserfahrung die erste Begeisterung im Dienste des Herrn für die Fülle des Heiligen Geistes hält. Manches gutgemeinte Zeugnis kann mehr aufkeimenden Glauben zerstören als Frucht bringen, wenn diese Mahnung zur Arbeit an uns selbst in Richtung des Maßhaltens und der Selbstbeherrschung nicht zuvor ganz ernst genommen und befolgt worden ist. Aus dieser Selbstbeherrschung wächst dann auch die Tragkraft für solche Menschen, an denen wir schwer zu tragen haben, und die Geduld, die auf das Herankommen des andern in aller Liebe warten kann. Zur Geduld gehört ganz besonders viel Übung und Arbeit an sich selbst. Die Gottseligkeit bringt insbesondere jene Haltung zum Ausdruck, die die Bessrerwiser, hier die Gnostiker, vor allem vermissen lassen: Ein frommes Wesen, das aus der innigen Beziehung zum Herrn heraus lebt und nicht sich in Urteilen vom gewonnenen Glaubenstandpunkt her erschöpft. Gerade an diesem Wort Gottseligkeit wird deutlich, daß das neue Wesen, das Christus aus uns macht, durch seine Vergebung sehr viel Arbeit an sich selbst hat, um die Neuheit seines Seins vor Gott und vor sich selbst zum Ausdruck zu bringen. Wie die Gottseligkeit, so hat die ganze Arbeit am eigenen Selbst ihre Grenze und Schranke am Dienst für den Bruder, der in jeder Lage als selbständiges Gotteskind respektiert werden muß. Wieviel Arbeit haben wir da an uns, unser Ich zurückzudrängen, das immer meint, den Bruder formen zu müssen. Die allen Menschen zum Heil dienende Liebe, die wir am Herrn Jesus besonders erkennen und von ihm empfangen können, bewahrt wieder die Bruderliebe vor Verengung ihrer Aufgabe.

III. Welches Ergebnis ist solcher Arbeit verheißen?

1. Nicht daß wir uns damit die Seligkeit erringen. Sie ist und bleibt allein Gottes Geschenk, das er darreicht ohne unser Verdienst und Würdigkeit. Es ist die besondere Größe unseres Textes, daß er kein falsches Vertrauen auf die eigene Leistung hochkommen läßt und damit jede

Ueberbetonung der Arbeit am eigenen Innern vermeidet. So kann kein falscher Stolz entstehen, keine Spaltung in der Gemeinde und keine Absonderung derer, die sich für den Eingang zum ewigen Reich besonders geeignet halten, von den Sündern, auf die sie verachtend herabsehen.

2. Dennoch ist dieser Arbeit ein Erfolg verheißen: Wir werden wachsen in der Erkenntnis Jesu Christi und nicht faul und unfruchtbar darinnen bleiben. Also das ist die große Gefahr, in der wir stehen, wenn diese Arbeit an uns selbst versäumt wird. Gogarten hat in seinem Buch, Die Verkündigung Jesu Christi (Lambert Schneider, Heidelberg 1948) dies als den größten Schaden der Christenheit hingestellt, daß sie die Person Christi verloren habe. Das liegt wohl mit an der mangelnden Arbeit an uns selbst. Wir reden von ihm als von einem Lehrprinzip, aber wir haben ihn nicht und unterschätzen darum, ja vergessen darum den sittlichen Ernst der Tatsache daß er uns gereinigt hat durch seinen Tod. Nur wer in dieser Arbeit an sich selbst steht, erkennt die Bedeutung, die vielseitige Kraft, den täglichen Einfluß der Gestalt des Herrn auf unser Leben. So wird das Immer-besser-Kennenlernen zugleich ein dauerndes Anderswerden unseres Wesens, ein Hineingebildetwerden in sein Bild.

3. Und die zweite Verheißung, die auf solcher Arbeit ruht, ist ebenso herrlich: Wir werden nicht straucheln. Ihn immer besser kennen lernen, heißt stark werden gegenüber den Versuchungen. Das gibt Sicherheit, jene Sicherheit, die nicht an der Erwählung und Berufung zweifelt. Aus dieser Sicherheit fließt die Freudigkeit der Hoffnung, die Kraft der Geduld und die Bereitschaft, vor den Herrn zu treten, wenn er uns ruft. Daß unsere Glaubenshoffnung oft so freudlos, so kraftlos, so wirkungslos ist, das liegt vor allem an dem Mangel an Arbeit an uns selbst, nicht an Gottes Gabe und nicht am Versagen der Kirche. So laßt uns diese Arbeit erneut beginnen mit der Freudigkeit dessen, der weiß, daß es viel fruchtbare Arbeit gibt am eigenen Wesen.

Das Wort Heiligung ist vermieden, weil es hier nur um einen ganz kleinen bescheidenen Vorgang unsererseits innerhalb der Heiligung geht. Unsere Heiligung schafft der Herr, nicht wir. Heinrich Schmidt

11. Sonntag nach Trinitatis: Judas 17—25

Der kleine Judasbrief warnt die Gemeinde eindringlich vor unechten Christen. Es handelt sich dabei um Leute, die sich besonders „geistlich“ fühlen und daher meinen, der Zucht in der Gemeinde entraten zu können. Am wohlsten fühlen sie sich unter sich. So kommt es zu Spaltungen in der Gemeinde durch ihre Schuld. Ihnen verkündet Judas das Gericht Gottes. Vor ihnen haben — und hier setzt unser Text ein — die Apostel gewarnt. Sie sind die Spötter, die über die kirchliche Gebundenheit der treuen Glieder der Gemeinde nur lächeln können, und die damit zeigen, daß ihnen der Geist fehlt. Darum muß die Gemeinde gemahnt werden, nicht vom Grunde ihres Glaubens zu lassen, in der Liebe Gottes zu bleiben, auf das Erbarmen Jesu, das allein ewiges Leben schenken kann, zu warten. Die Verse 22 und 23 sind textlich so unsicher, daß sie sich im einzelnen nicht auslegen lassen. Aber ihr Inhalt darf wohl so zusammengefaßt werden: bei allem Abstand, den die Gemeinde von den unechten Christen halten muß, soll sie doch nicht richten, soll

sie doch nicht wie ihre Gegner spalten, sondern versuchen zu retten und zu bessern, was nur immer gerettet werden kann. Die Mahnung endet in einem Lobgebet zu Gott, der ja allein die Gemeinde vor falschen Wegen behüten kann, und der allein sie zum Ziel, zum Schauen seiner Herrlichkeit, zu bringen vermag.

Zur Predigt. Wir kennen das hohnvolle Lächeln, das uns Kirchenchristen gilt, und das keineswegs nur von solchen ausgeht, die Christus für eine abgetane Angelegenheit halten, sondern vor allem von denen, die sich für die besseren Christen halten, die meinen, sich nicht in eine Gemeinde einfügen zu brauchen, und die von daher das Recht auf eine eigentümliche Freiheit beanspruchen, in der letztlich alles, was man tut, vor Gott recht und von ihm genehmigt ist. Sie können zu einer großen Gefahr für die Gemeinde werden, wenn sie uns dazu bringen sollten, daß wir uns unseres schlichten Christenlebens schämten. So haben wir wohl allen Grund, die Mahnung unseres Textes uns gesagt sein zu lassen.

Das Entscheidende, das er uns zu sagen hat, heißt: **erhaltet euch** in der Liebe Gottes, bleibt in der Liebe Gottes. In dieser Liebe stehen wir, weil Christus für uns gestorben ist, weil wir durch die Taufe zu ihm gehören. Wie tröstlich ist es, daß diese Liebe unabhängig ist von allem, was wir spüren und verstehen. Auch wenn es ganz dunkel um uns sein sollte, gilt sie uns — um Christi willen! Unser Leben hängt davon ab, ob wir bei ihm und in seiner Liebe bleiben. Sie ist nicht unverlierbar! Gewiß vermag Gott allein uns zu bewahren (24) und wir haben es sehr nötig, ihn täglich von neuem zu bitten, er möchte uns nicht verwerfen, sondern behüten und erhalten. Aber niemand fällt aus der Liebe Gottes ohne eigene Schuld heraus. Es gibt ganz konkrete Gebote, die in dieser Beziehung zu erfüllen sind. Drei solcher Gebote werden uns in unserm Text genannt: 1. **Erbauet euch auf dem allerheiligsten Glauben.** Haltet fest an dem Glauben, wie ihr ihn überkommen habt. Dazu ist es notwendig, daß man diesen Glauben kennt, daß man in seiner Bibel und auch in seinem Katechismus Bescheid weiß. Es ist keineswegs nur Sache der Pfarrer, über der Reinheit des Glaubens und der Lehre zu wachen, sondern das ist gerade die höchste Aufgabe der Gemeinde, daß sie es lernt, die Geister zu unterscheiden, ob das stimmt, was ihr gesagt und gepredigt wird. Wenn wir diese Mahnung ernst nähmen, würde uns mancher Sektierer und mancher Vertreter einer Weltanschauung wesentlich weniger Kummer machen, weil wir in der Lage wären, ein Urteil abzugeben. Es ist nicht damit allein getan, daß wir von Zeit zu Zeit recht kräftig singen „Erhalt uns, Herr, bei deinem Wort“, sondern wir haben die ernste Pflicht uns auch um dieses Wort zu kümmern. — 2. **So fest, wie wir am Glauben bleiben sollen, so wenig sollen wir das Gebet lassen.** Beides gehört unlöslich zusammen. Im Gebet stellen wir uns immer von neuem auf den festen Grund unseres Glaubens. Es ist hier — das geht aus dem im griechischen Text gebrauchten Verb hervor — weniger an das Bittgebet gedacht als an die Anbetung. Das Gebet ist nicht zunächst der Ort, an dem wir unsere kleinen und großen Wünsche anbringen können, sondern es soll unsere Dankbarkeit und unser Vertrauen zum Ausdruck bringen, es soll den preisen, der allein weise ist, dem Ehre,

Majestät, Gewalt und Macht in Ewigkeit gehört. Die Schlußworte unseres Briefes geben ein lebendiges Beispiel dafür. Ein solches Gebet dient unserm geistlichen Wachstum, es hilft uns dazu, uns immer wieder aufs neue auf das Ziel auszurichten, zu dem hin wir unterwegs sind. Nur wer das Gebet übt, spürt, wie ihm immer neue Kraft zuströmt, er darf schon jetzt einen Blick in die zukünftige Herrlichkeit tun, die auf ihn wartet. Wer es nicht übt, braucht sich nicht zu wundern, wenn er unsicher, zweifelnd und verzagt wird. So ist das treue Gebet eine wesentliche Aufgabe für die, die sich in der Liebe Gottes erhalten wollen. Hier wird auch deutlich, wieso es keinen Widerspruch bedeutet, wenn wir auf der einen Seite betonen, daß Gott es allein ist, der uns behüten und bewahren kann, und dann doch auf der anderen Seite die Mahnung anfügen, daß wir uns selber zu erhalten haben. — 3. Das dritte Gebot, das uns gegeben ist und aufgegeben wird, heißt: Warten auf das Erbarmen Christi und das ewige Leben. Das bedeutet niemals, daß wir Christen uns dadurch von anderen Menschen unterscheiden, daß wir in einem besseren Jenseits leben und den Boden hier in der realen Welt unter den Füßen verloren haben. Sondern diese unsere große Hoffnung wird gerade im täglichen Leben bewährt. Wir wissen, daß über allem Kampf und allem Elend dieser Welt Christus die Macht hat. Er ist der Erste und Letzte, was auch immer geschehen mag. Und er ist dieser Erste und Letzte allezeit als der Barmherzige, der uns mit seinem Leben alles schenkt. Das macht uns fähig, in einer Welt der Machtgier und des Hasses als freie, unabhängige Menschen zu leben, die selbst durch Barmherzigkeit Zeugnis für ihre Hoffnung ablegen können. Wir wollen auch die nicht richten und verurteilen und ausschließen, die uns vielleicht bitter weh tun, die uns verspotten und belächeln, sondern wir wollen nicht aufhören, in ihnen die Brüder und Schwestern zu sehen, für die Christus wie für uns selber sein Leben gelassen hat, wollen versuchen, zu bessern und zu retten, wo nur immer gebessert und gerettet werden kann. Selbst da, wo uns keine solche Möglichkeit bleibt, geben wir die Andern nicht auf, sondern werden nicht müde, sie voller echtem Mitleid (sie sind ja Leidende!) in unsere Fürbitte einzuschließen und dem zu befehlen, der der Barmherzige ist. Er möchte ja auch ihnen wie uns das Leben geben. Wenn wir von der Hoffnung der Christen auf das ewige Leben sprechen, so meinen wir damit keinen Wunschtraum, wie ihn etwa der Mohammedaner von seinem Paradies der tausend Freuden träumt, meinen wir nicht, wie es vielleicht bei vielen der Wunsch ist, dieses unser irdisches Leben in die Unendlichkeit verlängert und lediglich von Mühe und Not befreit, sondern dann meinen wir einfach und schlicht das Leben, das unser Herr uns geben wird. In welcher Form und auf welche Weise dieses Leben auf uns kommt, das wollen wir ganz getrost ihm überlassen. Aber wir sind dessen felsenfest gewiß, daß es kommt, weil Christus der Wahrhaftige ist. Von seinem Erbarmen, von der vergebenden Liebe Gottes, die sich am Kreuz offenbart hat und die uns das ewige Leben geben wird, leben wir schon jetzt. Welch eine herrliche Sache, daß wir Christen so um unsere Zukunft wissen!

Diese drei Aufgaben: Glaube, Gebet und Hoffnung, sind uns Christen täglich gestellt. Wo wir sie erfüllen, werden wir in der Liebe Gottes erhalten. Aber noch einmal — und das sollte zum Schluß sehr

deutlich werden — hier sind keine moralischen Leistungen von uns gefordert, sondern es sind Gaben des Gottes, der alle Macht hat, des Gottes, den wir immer nur loben und anbeten können, so wie der Apostel als Letztes ihn lobt und preist, ihn, der der Herr und doch unser Retter und Heiland ist.

Lieder: 160, 1—4; 140, 3; 280, 1—4; 268, 1—3; 285, 4.

Die Handreichung zum 12. Sonntag nach Trinitatis entfällt.

13. Sonntag nach Trinitatis: Epheser 5, 22—32

Zum Textzusammenhang: unser Text steht in einem Gefangenschaftsbrief, den der Apostel am Ende seines Lebens aus der Weltstadt Rom geschrieben hat. Er enthält also nicht spielerische Konstruktion, sondern seelsorgerliche Hinweise, die aus der Erkenntnis kommen, daß der Ernst schwerer Verantwortung auch eine sorgsame Führung des Lebens zur Pflicht mache, indem alle menschliche Ordnung an dem in Christus offenbar gewordenen Willen Gottes ausgerichtet werde. Der Wille Gottes geht aber auf sein Reich, und das heißt auf die glaubende Gemeinde. Das Grundgesetz dieses Reiches heißt: dienen. Es trifft die Menschen, die in schöpfungsmäßiger Zuordnung miteinander leben und nur in solcher Zuordnung zueinander in ihrem jeweiligen Stande Gott recht dienen können. Es geht in dem Texte also nicht um ein Ehebuch für die Welt, sondern um seelsorgerliche Hilfe für die Christen.

Zum Text: Eine Parallele zu unserem Texte befindet sich Kolosser 3, 18 und 19. Ihr entsprechend, sowie unter Beachtung des vorausgegangenen Verses 21 ist in Vers 22 *υποτασασθε* zu ergänzen. Dabei ist zu beachten, daß Vers 22 folgend erst von Vers 21 recht zu verstehen ist, in dem dort von allen gegenseitige Unterordnung gefordert wird. *τους ιδιους ανδρασιν* macht deutlich, daß es sich nicht um eine metaphysische Unterwertigkeit der Frau, sondern um die rechte Ordnung christlich orientierter Ehe handelt. Diese Unterordnung sei darum *ως το κυριο*. Zu *οτι ανηρ εστιν κεφαλη της γυναικος* conf. 1. Kor. 11, 3 ff. Aber eben dieser Mann ist in der christlichen Ehe nicht rechter Mann, wenn er Epheser 4, 16 vergißt, wo er daran erinnert wurde: *ανησωμεν εις αυτον τα παντα, ος εστιν η κεφαλη, Χριστος*. Christus ist *σωτης* der Gemeinde. Entsprechend hat der Mann die Aufgabe, Versorger der Frau zu sein. Der Imperativ *αγαπατε τας γυναικας* ist in Anlehnung an Kap. 5, 2 inhaltlich genauer bestimmt. *εν ρηματι* ist wohl nicht dahingehend zu ergänzen *εν το ρηματι αυτου*. Dann wäre es zu *αγιαση* zu ziehen. Eine bessere Deutung gibt die Verbindung mit *ωα*. Dann wäre zu übersetzen: Im Gedanken dass. Zu Vers 27 inhaltlich vgl. 2. Kor. 11, 2; 1. Thess. 5, 23 und 24; 1. Kor. 1, 8 und 9; Phil. 1, 8 und 11; Kol. 1, 22; Eph. 1, 4.

Zur Predigtgestaltung: Ehenot - Zeitnot - Volksnot! Es gibt vielerlei Rezepte. Aber was nützen Erkenntnisse, wo die Kraft fehlt, und was Kräfte, wo die Erkenntnisse fehlen? Paulus redet zur Sache nicht als Philosoph und darum auch nicht an alle Welt. Er redet als der, der erkannt hat, daß in Christus alle Schätze der Weisheit und Erkenntnis liegen. Er redet zu Christen, die allein den Zugang zur Quelle und zur Kraft des Lebens haben. Er ist gewiß auch irgendwie Kind seiner Zeit.

Und diese Zeit hat ein ganz bestimmtes Verständnis der Geschlechter. Für sie ist im allgemeinen die Frau metaphysisch minderwertig gegenüber dem Manne. Dieses Verständnis geht durch das ganze Heidentum. Wir finden es bei den Germanen, es bildet auch in der Welt der Rabbinen jene eine Gedankenreihe, für die die Frau geringwertig und dem Manne gegenüber unterwertig ist (confer die drei Lobsprüche des R. Jehuda 150: Gepriesen sei Gott, daß er mich nicht als Weib geschaffen hat). Aus dieser Sicht heraus wird die Notwendigkeit der Unterordnung der Frau unter den Mann gefordert. Paulus ist in diesen Lehren groß geworden. Es dürfte ihm aber auch nicht unbekannt gewesen sein, daß sich gegenüber der metaphysischen Diffamierung der Frau schon im alten Rom eine Frauenbewegung erhoben hat. Warum macht sich das sonst so revolutionäre Christentum diesen Sachverhalt nicht zunutze? Wenn Paulus diesen Förderungen solcher Frauenbewegungen scheinbar nicht entgegenkommt, dann deshalb, weil der Unterschied zwischen Mann und Frau für ihn ein tatsächlicher ist, und weil er in Christus als dem Schöpfer alles Geschaffenen seinen Grund hat. Indem er von Christus her nun die rechte Ordnung des Zusammenseins von Mann und Frau zu gewinnen sucht, wehrt er einerseits dem heidnischen Mißverständnis, das aus der Männerherrschaft erwachsen ist, und ebenso dem rationalen Mißverständnis der Frauenrechtlerinnen, die die Artunterschiede bagatellisieren möchten. Für Paulus ist deutlich: es gibt keinen Unterschied, der die Menschheit so trennt und so ernstgenommen sein will, als der Unterschied zwischen Mann und Frau. Alle anderen Unterscheidungen in Typen, Rassen und so weiter sind irgendwie nicht letztlich bestimmend. Diese Scheidung aber geht bis an die Wurzel unserer personalen Existenz. Gott, der den Menschen sich zum Bilde schuf, schuf ihn als Mann und Frau. So sind weder Mann noch Frau autark zu sehen. Damit ist aller Identifizierung mit dem Schöpfergeist selbst die Grenze gesetzt. Und das wird so lange gelten, als nur die Frauen und nicht auch der Mann Kinder gebären und an ihrer Brust nähren. Ob darin eine metaphysisch begründete Unter- bzw. Höherwertigkeit zum Ausdruck kommt, hat allein Christus zu entscheiden. Von Christus her gesehen gibt es jedoch nur eine im Schöpferwillen begründete Andersartigkeit. Diese Andersartigkeit wird in den geschlechtsbedingten Anfälligkeiten für bestimmte Gefährdungen offenbar. Mann und Frau sind in anderer Weise Sünder und bedürfen beide der Erlösung. Der Mann, freischweifend, sündigt leichter nach der Seite der Freiheit hin. Er verliert sich nicht so schnell an die Natur, aber eher an seine Schöpfungen, Kultur und Zivilisation. Der Frau hingegen droht die Gefährdung, daß sie die Freiheit vergißt und leicht im Naturberuf untergeht. Diese von Gott gegebene Differenzierung wird nun in rechter christlicher Ehe so geordnet, daß die Frau dem Manne dient, um des Herrn willen. Der Mann ist also nicht höherwertig gesehen. Paulus weiß sehr wohl, wieviele Sünde, wieviel furchtbare Knechtungen und Entwürdigungen der Frau durch den Mann je und je widerfahren sind und widerfahren. Er weiß auch, daß der Mann von Anfang an der Mörder seines Bruders war und immer wieder ist. Es ist ihm nicht unbekannt, daß die Geschichte Männergeschichte und als solche weithin Unheilsgeschichte ist. Aber trotzdem mahnt er die Frau, daß sie ihrem Manne diene und sich ihm unterordne. Das ist der, ihrer

Art und Bestimmung entsprechende Beitrag zur Ehe. Und in der Tat sind ja nicht nur die Pantoffelhelden unglückliche Geschöpfe, sondern noch mehr die sich eigenmächtig über sie hinwegsetzenden Ehefrauen. (Daß sich daraus bestimmte Folgerungen für die Gattenwahl ergeben, braucht nicht besonders bemerkt zu werden). Herrschsüchtige christliche Ehefrauen haben der Sache des Evangeliums noch immer mehr geschadet als herrschsüchtige unchristliche Männer. Sie widersprechen in solchem Verhalten beständig dem echt Weiblichen und stellen sich aber auch praktisch außerhalb der Gemeinde des Herrn Christus. Der Christendienst der Frau gewinnt in der Christusgebundenheit in der Ehe die Form fraulichen fröhlichen freiwilligen Gehorchenwollens, soweit die Entscheidung des Mannes nicht dem erkannten Christuswillen widerstrebt.

Es wird von der Schrift her dem Manne damit kein Recht an die Hand gegeben; wollte er hier eine Unterwertigkeit der Frau herauslesen, so hätte er ja eben überhört, daß er mit der Frau solidarisch ein Sünder ist und sie mit ihm zur gleichen Herrlichkeit gerufen wird. Er hätte ja auch überhört, daß sie wegen ihrer Andersartigkeit um Christi willen und nicht um einer Unterwertigkeit willen zum Dienst in der Ehe gerufen ist. Damit ist ihm, dem Manne, eine besondere Verantwortung vor Christus auferlegt. Wenn er die im Namen Christi geforderte Unterordnung herrisch mißbraucht, so wird er damit an dem gemeinsamen Haupt Christus schuldig. Weil er durch Christus in einen besonderen Stand gesetzt ist, schuldet er der Frau Liebe und Fürsorge. Wie der Mann anscheinend den Dienst und nicht die Herrschaft der Frau braucht, um sein Mannsein ganz zu entfalten, so braucht die Frau die Liebe des Mannes und seine Fürsorge, um ihr Frausein entfalten zu können. Diese geforderte Liebe des Mannes ist mehr als nur Eros. Sie ist von Christus geforderte Liebe und darum auch nur durch ihn zu gewinnende Liebe. Christus will die Seinen lieben, und darum ruft er den Mann, daß die Frau durch ihn hindurch ein Stück der Liebe Gottes erfahre. So sind sie beide auf Christus verwiesen und empfangen von ihm her Freiheit und Gebot, ihren natürlichen ehelichen Pflichten nachzukommen. Rechte christliche Ehe ist darum immer Ehe im Dreieck. Christus ist der Dritte. Indem beide von ihrem Herrn sich zu etwas Verschiedenem rufen lassen, und damit je etwas Anderes zu tun haben, darf es ein beiderseitiges Nehmen und Geben werden und damit echte Gemeinschaft sein, die sowohl bei der Versklavung der Frau wie bei der Leugnung der Schöpfungsunterschiede durch die Frau zerstört wird. „Der Idealehe“ fehlt der richtende und schenkende König und Herr. Sie bleibt darum auch eben Idealehe, d. h. sie wird schwerlich konkret. In der christlichen Ehe tritt Christus auf den Plan. Darum ist sie auch je und je der Ort geworden, an dem etwas von dem Reichtum seines Lebens offenbar werden durfte. Ehenot — Zeitnot — Volksnot? Ehenot — Christusnot! Wer das erkannt hat, weiß, daß der Ehenot unserer Tage nicht allein durch Aufklärung und Ehebücher geholfen werden kann. Die entscheidende Hilfe geschieht auch hier wie überall im menschlichen Dasein von Christus her. Er, der auch ihr Herr ist, hat allein die Kraft, ihr zu helfen, wo immer die Menschen im Stande der Ehe sich helfen lassen wollen. Je mehr er sich aus den Bereichen unseres Zusammenseins jedoch zurück-

zieht, weil wir ihn nicht unseren Herrn sein lassen wollen, umso mehr wird die Lebensnot in den Ständen und Ordnungen unseres Daseins aufbrechen, die wir dann wohl verkleistern, aber ohne ihn nicht mehr wirklich heilen können.

Herbert Wettmann.

ZUR AUSSPRACHE

Zu den liturgischen Reformbestrebungen

1. Den Gottesdienst trägt die Gemeinde, welche sich um das Wort versammelt.

Jede notwendige Reform des Gottesdienstes muß von einer Reform der Verkündigung ausgehen. Wer den Gottesdienst von der Liturgie her reformieren will, übersieht die konstitutive (Grund legende und erbauende) Bedeutung des gepredigten Wortes für die Gemeinde, denn nur das gepredigte Wort schafft die Gemeinde.

2. Die Liturgie als die Form, in der die Gemeinde lobend und dankend, bittend und fürbittend im Gottesdienst handelt, hat eine ausschließlich dienende Funktion. Deshalb kann z. B. der Kirchenchor der Gemeinde die Liturgie nicht abnehmen. Er hat ihr vielmehr dabei als Teil der Gemeinde in guter und angemessener Form beispielgebend zu helfen.

3. Abzulehnen ist somit jede Bestrebung, die Liturgie mit theologischer Begründung zu einem der Predigt gleichgeordneten Bestandteil des Gottesdienstes zu machen.

4. Zu bedenken ist andererseits, daß die dienende Funktion der Liturgie fordert, bei ihrer Gestaltung auf berechtigte Wünsche aus der Gemeinde Rücksicht zu nehmen. Auch hier sollte das durch die Bevölkerungsbewegung aufgeworfene Problem in der Kirche in rechter Weise ernst genommen werden. Da die Verhältnisse in den Gemeinden verschieden liegen, müßte durch Wahlformen in der Agende genügend Freiheit gelassen sein. Wir erinnern an das Beispiel der Reformationszeit, in welcher die Einheitlichkeit in liturgischen Dingen nicht als Voraussetzung für die Einheit der Kirche angesehen wurde. (CA VII).

16. Juni 1949

Theol. Sozietät in Baden

Zur konfessionellen Lage in Deutschland

Aus den Ausführungen des Landesbischofs i. R. D. Wurm auf der Tagung des Württembergischen Pfarrvereins entnehmen wir:

„Ich muß ein paar Worte zur konfessionellen Lage in Deutschland sagen; denn diese Frage ist es, die doch unsere Not bedeutet seit vier Jahren. Als einst der Bund zwischen den Landeskirchen und den Bruderräten zerbrach in Oeynhausen 1936, habe ich mich mit Freuden dem Lutherrat angeschlossen. Der lutherischen Heilslehre entspricht das Wesen unserer württembergischen Kirche am meisten. Aber wogegen ich mich wehre aus dem Innersten heraus, das ist die Verabsolutierung von Menschen, von Formulierungen, von Einrichtungen. Ich

bin der festen Überzeugung, daß diese Verabsolutierung im Gegensatz steht zu dem eigentlichen Ansatz der lutherischen Reformation. Ich denke an das 19. Jahrhundert: Wer hat die Kirche und die kirchliche Verkündigung aus dem Rationalismus herausgeführt? Nicht nur die Erlanger Theologie des Neuluthertums, sondern auch die Erweckungstheologie; ich nenne die Namen Tholuk und Kähler. Kann ich mich mit Theologen dieser Richtung nur in einem Kirchenbund zusammengeschlossen fühlen oder nicht auch in einer wahren Kirche? Wir müssen den rechtlichen und geistlichen Begriff der Kirche sauber auseinanderhalten; die Gliedkirchen der EKD sind Rechtsgemeinschaften und haben sich in der EKD eine übergeordnete Rechtsgemeinschaft gegeben. Aber wie sie gleichzeitig trotz der verschiedenen theologischen Einstellung ihrer Pfarrer und trotz der verschiedenen Frömmigkeitsart ihrer Gemeindeglieder Glaubensgemeinschaften sind, so ist nach meiner Auffassung auch die EKD nicht bloß Rechtsgemeinschaft, sondern auch Glaubensgemeinschaft; und ich bin der festen Überzeugung, daß diese in Wirklichkeit vorhandene Glaubensgemeinschaft, die sich bei der Osterkundgebung des Rates in der Frankfurter Paulskirche in erhebender Weise gezeigt hat, sich auch noch weiter Ausdruck verschaffen wird, auch in einer uneingeschränkten Abendmahlsgemeinschaft.“

Die Frage der Heimatvertriebenen

Die Frage der Heimatvertriebenen ist nicht nur eine deutsche Frage, sondern damit ist eine Weltnot bezeichnet. Zu den fast 12 Millionen deutscher Heimatvertriebenen von heute kamen nach Kriegsende 13 Millionen sog. Displaced persons, also nichtdeutscher verschleppter Personen aus 19 europäischen Ländern, die sich in 21 europäischen Ländern damals befanden. Dazu kommt das Flüchtlingselend vor allem in China und Indien, dessen ungeheures Ausmaß das deutsche in den Schatten stellt.

Die Not der in der deutschen Westzone zusammengepferchten Heimatvertriebenen ist noch immer sehr groß. Auf einer Tagung für Flüchtlinge und Flüchtlingsdienste in der Evangelischen Akademie der badischen Landeskirche zu Herrenalb, die vom 27. Juni bis 2. Juli durchgeführt wurde, wurde diese Lage eingehend behandelt. Es ist bekannt, wieviel von kirchlicher Seite zur Milderung dieser Notlage beigetragen worden ist. Die im Weltrat zu Genf zusammengefaßten mehr als 150 Kirchen haben eine große Hilfsaktion zum Besten auch gerade der deutschen Heimatvertriebenen eingeleitet. Zu den Ergebnissen der großen Tagung der Flüchtlingsabteilung des Weltrates, die im vergangenen Februar in Hamburg tagte, gehört u. a. der Versuch, aus dem Marshallplan beträchtliche Gelder für Lösung des Flüchtlingsproblems abzuzweigen. Und das scheint zu glücken. Man hat auch begonnen, die Auswanderung von Flüchtlingsfamilien in überseeische Länder in die Wege zu leiten. Ebenso ist die Berufumschulung und die Ansiedlung von Heimatvertriebenen besonders auf ehemaligem Wehrmachtsgelände angefangen worden. Dabei zeigt sich, daß unsre einstigen Gegner bei Unternehmungen, die sie finanzieren helfen, am liebsten die Kirchen beider Konfessionen als Treuhänder benützen.

Und doch ist alle diese praktische Hilfe, die auf diesem Gebiete von der Kirche gewährt werden kann, gering im Blick auf die ungeheuren Aufgaben, die hier vorliegen. Die Kirche kann nicht viel mehr als Muster und Modelle herausstellen, die geeignet sind, allen übrigen hier mit verantwortlichen Instanzen — darunter besonders den staatlichen — die verschiedensten Möglichkeiten praktischer Hilfe vor Augen zu führen.

Eine Wohltat für die Heimatvertriebenen, die an der erwähnten Tagung teilnahmen, war es, daß ihnen während dieser Zeit alle äußere Sorge abgenommen war, daß sie sich aussprechen konnten und verstanden wurden. Dann wurden ihnen Vorträge gehalten, die ihnen einen Hinweis auf Möglichkeiten des Vorgehens zur Besserung ihrer Lage gaben. Dazu gehörten vor allem die Ausführungen des Landesbeauftragten für das Flüchtlingswesen in Baden, Oberregierungsrat Geppert, und des Sachbearbeiters für Flüchtlingsfürsorge beim Evang. Hilfswerk in Baden, Dr. Graf von Pfeil. Professor Dr. Metz-Freiburg fesselte die Zuhörer durch einen Lichtbildervortrag über Land und Leute in Südwestdeutschland und machte ihnen damit ihre neue Heimat lieb. Schließlich versuchten die Darbietungen von Dr. Rinck, dem Sachbearbeiter für das Flüchtlingswesen beim Zentralbüro des evangelischen Hilfswerks in Stuttgart, von Pfarrer Scheel-Weingarten und von dem Leiter der Akademie, Pfarrer Dr. Schauer-Herrenalb, den Heimatvertriebenen eine positive Einstellung zu ihrer Lage zu ermöglichen.

Überall dort, wo Gott unsre Verwurzelung in der irdischen Heimat lockert oder löst, will er uns ja bereit machen, in der ewigen Heimat Wurzel zu schlagen. Aus dieser Verwurzelung heraus aber kann uns die Fremde zur Heimat werden. Zuletzt sind wir alle, die wir ja dem Tode entgegen gehen, nur Gäste und Fremdlinge auf Erden. Aber die Geborgenheit in der kommenden Welt können wir vorauswirken lassen in die gegenwärtige Welt. Wir können nämlich die Liebe, die wir von dort her empfangen, einander weiter geben. Und die allein kann uns unsre blutgetränkte und haßdurchwühlte Erde zur Heimat machen.

Dr. Sch.

BERICHTE UND MITTEILUNGEN

Christoph Blumhardt (1842—1919)

Am 2. August sind es 30 Jahre, daß Christoph Blumhardt in seinem Landhaus Wieseneck bei Jebenhausen in tiefer Stille heimgegangen ist. Er hatte nach einer schweren Erkrankung schon 1907 seinen Wohnsitz dorthin verlegt, war aber an den Sonntagen immer wieder nach Bad Boll gekommen, um dort den Gottesdienst zu halten. Die Zurückgezogenheit seiner letzten Jahre war keine untätige Ruhe, sie war erfüllt von dem verborgenen Dienst priesterlicher Fürbitte für die Welt, deren Ratlosigkeit und Verwirrung sich schon im ersten Weltkrieg und dem darauffolgenden Zusammenbruch deutlich genug enthüllte. Blumhardt ahnte, daß eine Zeit der Unruhe und der großen Trübsal angebrochen sei, „die vielleicht nicht mehr aufhöre, bis der Heiland komme“, und konnte in einer seiner letzten Andachten sagen: „Meine Kraft ist ganz allein die, daß ich auf die Zukunft Jesu Christi warte.“

Es ist nicht leicht, Christoph Blumhardts Wirksamkeit darzustellen. Sein äußerer Lebensgang enthält noch weniger unmittelbar verständliche und mitteilbare Tatsachen als der seines Vaters Johann Christoph Blumhardt (1802—1880). Wenn sich auch in Bad Boll, dessen Leitung er in der Nachfolge seines Vaters übernommen hatte, immer ein größerer Kreis suchender und aufstrebender Menschen um ihn sammelte, wenn er auch während seiner Landtagstätigkeit in eine größere Öffentlichkeit trat so ist doch sein Leben in einer merkwürdigen Stille und Zurückgezogenheit verlaufen. Er hat nicht nach Einfluß und Anhängerschaft gestrebt, er war kein Mann der aktuellen Parolen, aber er war, wie Eduard Thurneysen mit Recht von ihm sagt, ein Mann, der auf Gott aufmerksam machen will in unsrer Zeit. Das scheint wenig zu sein, und es war doch etwas Großes, wenn in einer Zeit der wachsenden Entkirchlichung, in der Unzählige in ein Leben ohne Gott und ohne Hoffnung hineinglitten, in einer Zeit, in der die theologische Wissenschaft viel mehr vom Menschen und seiner religiösen Erfahrung zu sagen wußte als von den großen Taten Gottes, ein Mann auftrat, der ganz im Sinn der Bibel mit dem lebendigen Gott rechnete und etwas von ihm erwartete. Gott war ihm nicht ein Begriff, sondern eine Realität, Jesus Christus war ihm der lebendig gegenwärtige Herr, dem er diente und den er am Werk wußte, Gottes Herrschaft in der Welt aufzurichten. Dieser biblische Realismus ist es, was die beiden Blumhardt deutlich von der herkömmlichen Christlichkeit des 19. Jahrhunderts unterscheidet, und der Sohn war sich dessen klar bewußt: „Warum laufen denn die Leute zu mir? Weil ich so fromm bin? O sicher nicht! Aber eins führt die Leute her und das ist: Daß der Heiland etwas tut. Und dessen rühme ich mich auch und dessen freue ich mich. Es fallen Taten Gottes in unser Leben herein, welche einen Beweis geben: wahrlich, nicht der Pfarrer Blumhardt ist's, der eine schöne Predigt hält und Anhänger sucht; nein, wahrlich der Blumhardt ist nichts und alle Menschen sind nichts, aber Jesus, Jesus ist da.“

Es ist das Besondere an diesem Mann, daß er sich in ein Tun Gottes hineingestellt wußte, und diese „Geschichte mit Gott“, wie er es manchmal ausdrückt, beginnt nicht erst in seinem eigenen Leben. Sie reicht zurück in das Leben seines Vaters, der sich durch die furchtbare Krankheitsnot eines Mädchens in seiner Gemeinde Möttlingen allen Erstes vor die Frage gestellt sah, wer nun mächtiger sei, der lebendige Gott oder jene Krankheitsmacht und der ganze Hintergrund schauerlicher dämonischer Verzerrungen, den sie enthüllte. In einem durch Jahre hindurchgehenden Ringen durfte er erfahren, daß Jesus der Sieger sei, auch heute, über alle Mächte der Finsternis, und noch wichtiger als dieser Kampf wurde ihm das überraschend herangereifte neue Leben in seiner Gemeinde. Die Decke des Aberglaubens und mancher verborgenen Sünde war zerrissen, und wie in den Tagen der Apostel erwies sich das Wort der Vergebung als eine reale Macht zur Neugestaltung des ganzen Lebens. Es geschahen damals in Möttlingen und später in Bad Boll, das Blumhardt erwarb, als der Kreis derer, die seine Seelsorge begehrten, immer größer wurde, Taten der Hilfe und der Befreiung auch aus leiblichen Nöten, die in der Gottesluft der Vergebung und des Naheseins

Jesu als etwas ganz Natürliches empfunden wurden. Sie weckten in Blumhardt das brennende Verlangen nach der lebensschaffenden Kraft der Vergebung nicht nur für seine Gemeinde, sondern für die ganze unter dem Bann der Sünde und des Todes seufzende Schöpfung. Seine Erlebnisse wurden ihm zu Verheißungen einer kommenden Gotteszeit, in der die Kräfte der Erlösung und des Lebensieges Jesu Christi viel wirksamer durchdringen würden, und in diesem Licht mußten die Verheißungen der hl. Schrift eine neue Bedeutung für ihn gewinnen. So kommt es schon bei dem älteren Blumhardt zu jener Erneuerung der echten biblischen Hoffnung, die in unsern Tagen in einer ganz neuen Aufgeschlossenheit der Theologie für die eschatologischen Fragen reiche Früchte getragen hat. Nur daß es bei Blumhardt nicht zuerst das theologische Interesse war, das ihn bewegte, sondern seine Liebe zu den Armen und Elenden, sein priesterliches Herz, das sich gedrängt fühlte, den ganzen Jämmer der gebundenen Menschenwelt, in den er tiefste Einblicke hatte tun dürfen, vor Gott hinzutragen, voll sehnächtigen Verlangens nach einer neuen Berührung der Welt mit Gottes schöpferischer Lebendigkeit. Er nannte es Ausgießung des heiligen Geistes, und war überzeugt, daß auch die besten menschlichen und christlichen Bestrebungen nicht ausreichten, um die falschen Herrschaften des Menschengesistes zu brechen und eine wirkliche Wendung für Gottes Sache herbeizuführen.

In die Nachfolge dieses Vaters ist der Sohn Christoph Blumhardt (1842—1919) berufen worden, nachdem ihn schon in seiner Kinderzeit in Möttlingen und seit 1852 in Bad Boll jene Luft des Reiches Gottes umgeben hatte, die den Biographen seines Vaters, Friedrich Zündel, an die Tage des Neuen Testaments erinnerte. In seiner Tübinger Studienzeit empfand er nicht selten die Spannung zwischen dem lebendigen Bibelglauben seines Vaters und dem, was ihm seine theologischen Lehrer zu geben hatten, während ihn sein erstes Vikariat bei einem Freunde seines Vaters, Pfarrer Peter in der Henhöfergemeinde Spöck, mit den Kräften der Erweckungsbewegung in Berührung brachte. Nach einem zweijährigen Vikariat in Dürnau, nahe bei Bad Boll, wurde er 1869 Gehilfe seines Vaters und nach dessen Tod im Jahre 1880 Pfarrer und Hausvater in Bad Boll. Auch sein ganzes Herz schlug den großen Taten Gottes entgegen, seine Predigten waren ein Ringen darum, daß Jesus selber alles in die Hand nehme. Nach dem Tode seiner Mutter, einer geistesmächtigen Persönlichkeit, die dem Willen Gottes bis ins Kleinste hinein gerecht werden wollte, begann um 1888 eine Zeit der Krisis, in der es Blumhardt immer deutlicher wurde, daß nichts der Herrschaft Gottes so sehr im Wege stehe als der souveräne Mensch, und zwar nicht nur der Mensch in seinem Trotz, in seiner Empörung gegen Gott, sondern auch der Mensch in seiner Frömmigkeit, der die Befriedigung seiner religiösen Bedürfnisse sucht, anstatt dem Herrschaftsanspruch Gottes in seinem Leben Raum zu geben. In der Religion steht der Mensch im Mittelpunkt und sucht Gott für sich in Anspruch zu nehmen. Wo aber die Ewigkeitsluft des Reiches Gottes weht, da steht Gott im Mittelpunkt und nimmt den Menschen für sich in Anspruch, indem er ihn hineinsetzt in Arbeit, Kampf und Sterben mit Christus, in „einen neuen Gehorsam, den noch keine Religion gefunden hat“.

Die Losung jener Krisenjahre „Sterbet, so wird Jesus leben!“ schien den Freunden seines Vaters eine harte Rede zu sein, — und doch liegt in dieser Wendung auf das „Objektive Gottes“ — lange bevor die gleiche Erkenntnis in den Gesichtskreis der Theologie trat — der wichtigste Ansatzpunkt zur Überwindung einer matt gewordenen Christlichkeit, die in der Abgeschlossenheit eines sorgfältig gepflegten frommen Innenlebens seltsam beziehungslos neben der im Zeitalter der Industrialisierung und Technisierung zur stark veränderten Wirklichkeit des Lebens stand. Gerade weil Blumhardt in einem radikalen Ernst bereit war, sich selbst und sein ganzes Haus dem Gericht des lebendigen Gottes zu unterwerfen, konnte mit um so größerer Macht jene Botschaft hervorbrechen, die auf der Höhe seines Lebens seine Predigt erfüllte, die Botschaft von der Liebe Gottes zur Welt. Die Welt gehört zu Gott, trotz allem, was auf ihr lastet, Gottes Gericht bedeutet nicht Vernichtung, sondern ein Zurechtrichten, das seiner Gnade Raum schafft: „In Christus hat Gott die Welt geliebt, die gottlose Welt, die satanisch gewordene Welt. Gott legt Beschlag auf die Finsternis und zwar liebenden Beschlag.“ Im Vertrauen auf diese Liebe, die hier in ihrer ganzen göttlichen Bedingungslosigkeit ernst genommen wird, wagt es Blumhardt, den Menschen zu sagen: „Ihr seid Gottes! Die Sünde hat dich nicht, der Tod hat dich nicht, Gott hat dich.“

Das war eine gewaltige und kühne Botschaft, — aber es ist keineswegs so, als ob Blumhardt die Menschen nicht gekannt und die Tatsache der Sünde nicht ernst genug genommen hätte. Er wußte mehr als andere um die furchtbaren Zerstörungen, die die Sünde in Gottes Schöpfung anrichtet, und um die dämonischen Tiefen, in die der Abfall von Gott hinabreicht. Er wußte, daß es keine Gnade gibt ohne Gericht, aber er unterschied zwischen dem Gericht, das die Menschen sich anmaßen und das den Sünder erst recht in die Sünde hineinschlägt, und dem Gericht, das den Sünder von seiner Sünde scheidet, und das Jesus Christus allein in die Hand genommen hat. Gerade weil die sündige Gebundenheit so groß ist, kann alles menschliche Bekehrenwollen, alle menschliche Moral- und Gesetzespredigt nichts Entscheidendes dagegen ausrichten. Wirklich befreien kann nur die Liebe Gottes in Jesus Christus, die „wie ein Held mit dem Helm der Hoffnung auf dem Haupt durch die Welt schreitet.“ Gott braucht nicht religiöse Menschen, sondern ein „Volk des Opfers für die Welt“, Christen, die keine Behaglichkeit und Sattheit kennen, sondern „arme Leute“ sind, die „Hunger bekommen, Hunger in betreff der Nähe Gottes, Hunger in betreff der Erscheinung des Heilands durch die Auferstehung, Hunger in betreff des Heiligen Geistes, der unser Lehrer und Führer sein soll.“

Weil Blumhardt in dieser heiligen Armut stand, konnte er der Welt der sozialen Fragen und Nöte nicht mit der Gleichgültigkeit begegnen, in der manche kirchliche Kreise gegen Ende des vorigen Jahrhunderts befangen waren. Seinem weltoffenen Blick konnte es nicht entgehen, wie mitten in der Christenheit eine wachsende Menge gottentfremdeter Menschen aufgetreten war, hineingedrängt in die Oede materialistischer Glaubenslosigkeit: „Wollte Gott, man sähe die ungeheure Wüste, die Menschengeschichte und Satansgeschichte über die Menschen gebracht

hat. Da sollen dann diese verwüsteten Menschen schwärmen für menschliche Ideale! Sie sollen für die Größe des Vaterlands Gedanken haben und sind doch in der Wüste.“ Es war Blumhardt ein ernstes Anliegen, daß es angesichts der großen Nöte, die in der sozialistischen Bewegung aufbrachen, zu einer Buße der Christenheit kommen möchte, daß die Kirche sich durch dieses „Feuerzeichen am Himmel, das Gericht ankündigt“, beunruhigen lassen möchte in jener Selbstsicherheit, die die Mächte des Verderbens nicht sah, die hinter den glänzenden Fassaden des wilhelminischen Zeitalters am Werke waren, und heute so unübersehbar in die Erscheinung getreten sind.

Nur von hier aus ist Blumhardts viel mißdeuteter Schritt in die Sozialdemokratie zu verstehen. Er wollte keine politischen Gedanken verwirklichen, er kannte keinen persönlichen Ehrgeiz, er kam durchaus „von innen nach außen, vom Unsichtbaren, von Gott her“ in die Welt der Arbeiter, und der äußere Anlaß, der ihn bewog, aus der Stille von Bad Boll in die Öffentlichkeit zu treten, war mehr oder weniger zufällig. Er empfand, wie durch das Gesetz zum Schutz des Arbeitsverhältnisses, der sog. „Zuchthausvorlage“, von 1899, weite Kreise des arbeitenden Volkes geängstet waren. So trat er bei einer Versammlung in Göppingen warm für die Sache der Arbeiter ein, und als in einer politischen Tageszeitung von gegnerischer Seite seine Erklärung als Schritt zur Sozialdemokratie ausgegeben wurde, wollte er ihn nicht widerrufen, sondern brachte das Opfer, der Arbeiterpartei beizutreten. Es erhob sich ein Sturm der Entrüstung in politischen und kirchlichen Blättern. Blumhardt trug alle Angriffe schweigend, er verzichtete auf den Pfarrertitel, als das Konsistorium es forderte, bewußt jeden Kampf mit der Kirche vermeidend. Als er im folgenden Jahr im Wahlkreis Göppingen in den Landtag gewählt wurde, vertrat er sechs Jahre lang die Sache der Arbeiter, bis er nach Ablauf seines Mandats im Jahre 1906 mit Rücksicht auf seine angegriffene Gesundheit auf jede öffentliche Tätigkeit verzichtete.

Blumhardt war auch in jenen Jahren kein Utopist, der Menschliches und Göttliches, Politik und Reich Gottes verwechselt hätte. Er war weit entfernt, „die Gottesherrschaft an die Welt zu verraten“, wenn auch manche theologisch ungeschützten Äußerungen in seinen Predigten um die Jahrhundertwende einem so scharfen Kritiker wie Paul Schütz Veranlassung geben konnten, gerade in Christoph Blumhardt einen Vertreter der „säkularen Religion“ zu sehen. (vgl. Paul Schütz, Säkulare Religion, Tübingen 1932, und die treffende Entgegnung von Georg Merz, Christoph Blumhardt unter der Kritik der dialektischen Theologie, Zwischen den Zeiten, 10. Jahrgang, Heft 6). Gewiß wollte Blumhardt Christen haben, die im Gegensatz zu aller falschen Jenseitigkeit ihren Beruf auf Erden erkennen und sich mit der Not der Welt solidarisch fühlen, aber auch sie und gerade sie dürfen den „schmalen Weg“ nicht verfehlen, „der allein da liegt, wo Jesus Christus ist, und der ist am Kreuz“. Christoph Blumhardt hat das Kreuz nicht übersehen und hat es ausgesprochen, daß der Sozialismus als menschliche Organisation, verflochten in den Machtkampf der Parteien, nicht der Boden sein kann, auf dem Entscheidungen für Gottes Sache fallen: „Der Sozialismus, den wir heute ausmalen, gehört

doch zu der Welt, die vergeht, und enthält nicht die Gemeinschaft der Menschen, wie sie einmal durch den Geist Gottes kommt. Die neuen Lebensordnungen des Gottesreiches zu schaffen, ist bei Menschen unmöglich, aber voll und ganz möglich bei Gott.“

Der Weltkrieg von 1914 kam für Blumhardt nicht überraschend. Er hatte schon in Tagen, in denen sich Unzählige in tiefstem Frieden wädhnten, geahnt, welche furchtbaren Stürme über die Welt hereinbrechen würden, „wenn Gott einmal die Zügel loslasse“ und den Mächten der Zerstörung Spielraum gäbe. Zugleich aber konnte er sagen: „Es ist der Herr! Er schickt in die Fäulnis unsrer Zeit eine Krise.“ In der hohen Zuversicht, daß Gott regiert, blieb er völlig frei von allem Kriegs- und Haßgeist. Er konnte Gott für „die große Gnade“ danken, „daß wir arm werden dürfen“, auch äußerlich, um in dieser Armut viel mehr als in Zeiten satter Sicherheit das Ewige zu suchen.

Heute nach 30 Jahren ist sichtbar geworden, was Blumhardt mit prophetischem Geiste voraussah, die ungeheure Wüste, in die der Weg einer von Gott gelösten Menschenwelt hineinführen muß. Wir leben ständig bedroht von neuem Unheil, und wenn uns etwas stärken kann für den Dienst, den wir trotz allem tun dürfen, solange es Tag ist, dann sind es jene stillen Kräfte, von denen Christoph Blumhardt bis in seine letzten Tage hinein getragen war: Die Liebe Christi, die ausharrt bis ans Ende, der Geist der Vergebung, der von aller Bitterkeit und Verkrampfung befreit, und nicht zuletzt die unerschütterliche Zuversicht, daß auf den Trümmern dieser zerbrechenden Welt Christi Reich erstehen werde. Nicht umsonst hat Christoph Blumhardt noch selbst für seinen Grabstein auf dem Friedhof von Bad Boll das Wort aus einem der Glaubenslieder seines Vaters bestimmt:

„Daß Jesus siegt, bleibt ewig ausgemacht;
Sein wird die ganze Welt!“

Literatur:

- Christoph Blumhardt, Eine Auswahl aus seinen Predigten, Andachten und Schriften. Herausgegeben von R. Lejeune, Rotapfelverlag Zürich. 4 Bände. 1932 ff.
Eduard Thurneysen, Christoph Blumhardt, München 1926.
Eugen Jäckh, Blumhardt Vater und Sohn und ihre Botschaft. Berlin 1925.
Lic. Dr. Wilhelm Heinsius.

Christlicher Glaube und Weltanschauung

Mit dieser Überschrift, unter der vom 5. bis 11. Juli in der Evangelischen Akademie zu Herrenalb eine Tagung durchgeführt wurde, ist ein Problem angedeutet, das heute sehr viele Menschen bewegt. Das zeigte auch die starke Beteiligung an der Tagung. Der Tübinger Philosoph Prof. Dr. Krüger führte dazu aus, daß die Weltanschauungen immer in der Mehrzahl auftreten, weil sie alle notwendigerweise subjektiven Charakter tragen. Denn wer vom Menschen her den Sinn des Daseins zu deuten versucht, muß im Subjektiven bleiben, auch wenn es ihm gelingt, große Scharen für seine Überzeugung zu gewinnen. Prof. Dr. Hellpach-Heidelberg wies in Ergänzung dazu auf den Ursprung und die Ausbreitung, die Entwesung und Erstarrung weltgeschichtlicher Ideen hin. Er zeigte damit die geschichtsbildende Kraft von Weltanschauungen,

aber auch ihre begrenzte Dauer und ihre zwangsläufige Verwandlung. Dem gegenüber steht wahre Welterkenntnis, die immer nur eine einzige sein kann, weil ja die Welt nur eine ist. Und hier wird immer neu zu prüfen sein, ob der Christenglaube mit seinem Anspruch recht hat, von der Bibel her zu wahrer Welterkenntnis gelangen zu können. Der Leiter der Akademie, Pfarrer Dr. Schauer-Herrenalb, versuchte in der täglichen biblischen Vertiefung und in seinem Schlußvortrag, von dieser aus der Bibel sich ergebenden Welterkenntnis aus das christliche Weltbild an Einzelbeispielen wie der biblischen Auffassung vom Himmel, von der Erde, vom Meer, vom Menschen, vom Verhältnis der übrigen Schöpfung zum Menschen und vom Wesen des christlichen Glaubens zu verdeutlichen. Präsident D. Asmussen DD-Schwäbisch-Gmünd ergänzte diese Ausführungen, indem er auf die Annäherung des neuen physikalischen Weltbildes an das christliche hinwies. Prof. Dr. Spranger-Tübingen führte einen neuen Fachausdruck ein, indem er von Weltfrömmigkeit redete. Damit will er den Weg zur christlichen Welterkenntnis verstanden wissen, bei der sich dem Menschen von der biblischen Offenbarung jeweils nur das erschließt, was er dienend verwirklicht gemäß Joh. 7, 17: „So jemand will des Willen tun, der wird innerwerden, ob diese Lehre von Gott sei, oder ob ich von mir selbst rede.“

Die Tagung stellte wie selten eine andere eine echte Begegnung von Kirche und Welt dar, die dadurch erschwert ist, daß beide Teile eine oft recht verschiedene Sprache sprechen bei der bisweilen mit den gleichen Ausdrücken wesensmäßig verschiedene Inhalte gemeint sind. Aber gerade deshalb war diese Tagung in ihrem positiven Ergebnis ungemein erfreulich.

Dr. Sch.

Tag der Inneren Mission

Der Tag der Inneren Mission 1949 wird bei uns in Baden wie auch in den übrigen Landeskirchen (außer Württemberg)

am Sonntag, dem 18. September 1949

gefeiert. Die Woche vorher, d. h. vom 11. bis 17. September, soll der inneren und äußeren Vorbereitung dienen. In Jugend-, Frauen- und Männerarbeit, in Religionsunterricht, Konfirmandenunterricht dieser Woche soll des Werks der Inneren Mission, seiner inneren Begründung und seines äußeren Bestandes, seiner Geschichte und seiner gegenwärtigen Aufgaben besonders gedacht werden, wobei die Verpflichtung der christlichen Gemeinde zum Werk der Nächstenliebe als Zeugnis für den lebendigen Herrn der Kirche besonders herausgestellt werden soll.

Am Tag der Inneren Mission selbst wird das seit Jahren übliche besonders feierliche Opfer für die Innere Mission in den Festgottesdiensten erhoben. Die Haussammlung findet im Anschluß an den Tag der Inneren Mission vom 18. bis 25. September statt.

Der Gesamtverband der Inneren Mission stellt gleichzeitig im Auftrag der Kirchenbehörde das gesamte Material zur Vorbereitung und Durchführung des Tages der Inneren Mission und der Haussammlung zusammen. Das Material umfaßt folgende Stücke: Ein sehr eindrucksvolles Plakat, das die Parole des diesjährigen Tages der Inneren Mission enthält: „Trotz allem — lieben!“, die Einladung für jede evangelische Familie, einen Brief an Firmen, eine besondere Ausgabe des „Hilf-mit“-Blattes.

Eine Predigtmeditation und Anschauungsmaterial in Form von Kurzberichten wird in unserer badischen Beilage zu „Arbeit und Besinnung“ zur Vorbereitung für die Amtsbrüder veröffentlicht werden. Die kirchliche Presse wird sich insbesondere in den Dienst des Tages der Inneren Mission stellen. Ein anschauliches Bildblatt wird allen Gemeindeboten in Nord- und Südbaden beigelegt werden.

Wilhelm Ziegler

Die Bibliothek des Evang. Oberkirchenrats

Nachdem die Bibliothek des Evang. Oberkirchenrats infolge ihrer Evakuierung im September 1942 geschlossen werden mußte, wird sie nun am 1. September 1949 wieder dem Leihverkehr zugänglich gemacht. Aus diesem Anlaß soll an dieser Stelle einiges über die Geschichte der Bibliothek gesagt werden.

Der erste, bisher feststellbare Katalog ist ein handschriftlicher Handkatalog aus den Jahren 1856—1869 (im Archiv des EOK). In 19 Unterabteilungen führt er 542 Nummern, deren Bücher durchschnittlich aus der Zeit von 1800 bis 1870 stammen. Da die Bibliothek den Charakter einer Präsenzbibliothek hatte, machte die Jurisprudenz und Verwaltungswissenschaft 21,6 % und das Kirchenrecht 15,1 % des Gesamtbestandes aus. Bis zum Jahre 1869 war der Bestand bereits auf 1309 Nummern angewachsen. Erst im Jahre 1874 wurde die „ausschließliche Bibliothek des EOK“ den Pfarrern zur Benützung eröffnet und die theologischen Fächer weiter ausgebaut. Allerdings machten nur einzelne Pfarrer davon viel Gebrauch. Ein Pfarrsynodalbescheid aus diesem Jahr wies auf die wissenschaftliche Weiterbildung des Pfarrstandes hin mit den Worten: „Nur ein wissenschaftlich gebildeter Theologe kann den Angriffen standhalten, die von allen Seiten nicht bloß auf die Theologie, sondern auch auf die heiligen Mächte, die die Theologie zu vertreten hat, auf Religion und Christentum, gemacht werden. Die theologische Wissenschaft ist die Scheide, in der das Schwert des Geistes ruht.“ Im Jahre 1874 wurde darum zum ersten Male ein vollständiger Katalog für sämtliche Pfarrämter, Pastorationstellen und selbständige Vikariate gedruckt. (Wer kann uns diesen und dessen ersten Nachtrag, zwischen 1874 und 1884 erschienen, noch zur Verfügung stellen?)

Zum Zweck der Sammlung eines möglichst vollständigen Materials zur badischen Kirchengeschichte nahm man 1889 den ersten Anlauf. Man stellte immer wieder fest, daß noch vieles aus älterer und neuerer Zeit fehlte, insbesondere viele Jahresberichte der in unserem Land entstandenen evang. kirchlichen Vereine und Anstalten, Kirchenkalender und örtliche Kirchenblätter, ebenso einzelne im Druck erschienene Predigten und Gelegenheitsreden badischer Theologen, kleinere Schriften und Broschüren, die ja vereinzelt wenig Wert haben, aber gesammelt die unentbehrliche Grundlage für Arbeiten auf dem Gebiete der Kirchengeschichte unserer Heimat bilden. Möchten nicht durch Unvorsichtigkeit oder Gleichgültigkeit kleine Schriften oder Zeitschriftenjahrgänge verschleudert werden, die noch nicht in der Bibliothek des Oberkirchenrats vorhanden sind. Wir rufen auch hier zur Mitarbeit auf!

Der zweite handschriftliche Nachtrag zum Katalog von 1874 wurde im Sommer 1884 angefangen und umfaßt die Anschaffungen von 7 Jahren mit 147 Neuzugängen. Im Jahre 1890 ging man zu dem Zettelkatalog-

system über, wonach das Bücherverzeichnis von 1891 in 10 Unterabteilungen gedruckt wurde, das 2446 Nummern zählte. Nach dem im Jahre 1908 erfolgten Umzug des Evang. Oberkirchenrats in das neuerstellte Haus in der Blumenstraße wies der neue Katalog in 14 Unterabteilungen 3639 Nummern auf, die dann bis 1914 auf 4430 anstiegen. Krieg und Inflation brachten in dieser Aufwärtsentwicklung einen Stillstand. Während bis zum Jahre 1924 fast jährlich die Bibliothekare in der Gestalt eines Vikars wechselten, hat Kirchenrat Gebhard die Bibliothek bis zum Jahre 1945 zielbewußt geführt und in dankenswerter Weise weiter ausgebaut. Durch Stiftungen aus den Nachlässen von D. Helbing, D. Albrecht Thoma, D. Rapp, D. Sprenger u. a. sowie durch teilweise Übernahme der vereinigten Diözesanbibliothek Karlsruhe, Durlach und Pforzheim und durch viele Neuanschaffungen ist der Bestand auf 12394 Nummern in 15 Unterabteilungen angewachsen (Stand vom 15. Juni 1949). Bedenkt man, daß bei vielen Nummern ganze Serien vereinigt sind, dann wird man mit der Schätzung von 20 bis 22 000 Bänden nicht zu hoch greifen. Hinzu kommt noch die Zeitschriftenabteilung, die etwas mehr als 400 verschiedene Zeitschriften zählt, von denen freilich viele schon längst ihr Erscheinen eingestellt haben.

Ohne nun einzelne Neuzugänge zu nennen, weisen wir darauf hin, daß wir durch dankbar entgegengenommene Spenden aus der Schweiz und aus Amerika wie auch durch systematisch betriebenen Neuerwerb die Bibliothek bisher trotz der Schwierigkeiten auf dem Büchermarkt einigermaßen auf dem neuesten Stand halten konnten.

Ein Blick auf die Ausleihestatistik zeigt, daß immer nach der Neuherausgabe eines Katalogs, bzw. eines Nachtrags die Kurve stark ansteigt.

Ein Nachtrag II zum Katalog von 1937 wäre zwar sehr erwünscht, um ersichtlich machen zu können, welche Bücher in den letzten Jahren in die Bibliothek eingereiht werden konnten, aber in allernächster Zeit wird der Druck eines Nachtrags noch nicht möglich sein.

Die Bibliotheksbenützungordnung wird in einer der nächsten Nummern des Verordnungsblattes veröffentlicht werden. Der in den vergangenen Monaten neu angefertigte Zeitelkatalog sowie der neue Ausleiheapparat werden eine reibungslose Ausleihe möglich machen.

Hermann Erbacher

Der Pfarrertag des Evang. Pfarrvereins in Baden e. V.

Am 29. Juli fand in Karlsruhe der vom Badischen Pfarrverein veranstaltete diesjährige „Pfarrer-Tag“ statt, der zugleich die Jahreshauptversammlung des Vereins darstellt. Gegen 100 Pfarrer aus allen Teilen des Landes waren gekommen; auch einige Pfarrfrauen waren erschienen. Am Vortage hatten sich bereits die Bezirksvertreter in der Christuskirche versammelt, um in vierstündiger Beratung der wichtigsten Fragen und Anliegen unseres Standes die Tagung vorzubereiten. Nicht nur der Verlauf des verflossenen Geschäftsjahres und die Lage des Vereins, sondern auch vor allem die besonders dringlichen Einzelfragen, wie z. B. die gespannten Umstände der Bruderhilfe (Krankenhilfe), Beitragserhöhung, Pfarrhaushilfe und Notlage des Pfarrhauses, Pfarrhausmiete, Feuerversicherung usw. waren Gegenstand eingehender Erörterungen. Anstelle

des s. Zt. zurückgetretenen Amtsbruders Kirchenrat Kobe, der zum Ehrenmitglied ernannt wurde, wurde Amtsbruder Dekan Schühle einstimmig auf 6 Jahre zum Vereinsvorsitzenden gewählt. Als Stellvertreter wählte man Amtsbruder Löffler und als weiteres Vorstandsmitglied Amtsbruder Batz (Willstätt). Die Stelle des Vertreters der unständigen Geistlichen bleibt vorbehaltlich späterer Zuwahl durch den Vorstand vorläufig unbesetzt. Ein sehr erfreuliches novum war es, daß der Vorsitzende des Verbandes der Evang. Pfarrvereine in Deutschland, Amtsbruder Kirchenrat Klingler (Nürnberg) bereits in der Vertreterversammlung als Gast anwesend war und sich an der gemeinsamen Arbeit aufs regste beteiligte.

Die Hauptversammlung, der eigentliche Pfarrer-Tag, nahm dann auch den vorgesehenen Verlauf. Er begann in dem schönen Kirchensaal, Blücherstraße 20, um 9 Uhr vormittags mit einer Andacht von Amtsbruder H. Schmidt (Karlsruhe) über die Tageslosung Hes. 36, 26. Es wurde der 23. Psalm im Wechsel gebetet. Die Bitte um den Hl. Geist gab dem Gebet den Grundton. — Es war danach eine Freude für die Versammelten, nicht nur unsern Herrn Landesbischof, sondern auch als Gäste Amtsbruder Kirchenrat Klingler (Nürnberg) und Oberkirchenrat Bergmann (als Vertreter des Pfälzer Brudervereins) begrüßt zu sehen. Wie üblich und erforderlich erfolgte zunächst Jahresübersicht und Tätigkeitsbericht. Amtsbruder Kirchenrat Kobe wurde der Dank für seine langjährige Tätigkeit als Vorsitzender ausgesprochen und seine großen Verdienste um den Verein gewürdigt. Die in der Vertreterversammlung vollzogenen Wahlen wurden bekannt gegeben und gebilligt. Der auf 6 Jahre gewählte Vorstand ist damit wieder vollzählig und ordnungsgemäß. Aus dem Bericht über die inzwischen angelaufene Pfarrhaushilfe die auf dem Wege der Freiwilligkeit durchgeführt wird, ergab sich, daß bisher 191 Pfarrer im Amt und 90 Pfarrer im Ruhestand an derselben durch ihre regelmäßigen Beiträge beteiligt sind, darunter 26 Nicht-Mitglieder des Pfarrvereins. In der Inanspruchnahme der Pfarrhaushilfe spiegelt sich die Notlage des Pfarrhauses. Der modus der Hilfe ist der des Darlehens. Es wurde ferner über das Geschehene in der Frage der Pfarrhausmieten berichtet und die in der Vertreterversammlung geäußerten Stellungnahmen zum gegenwärtigen Zustand bekannt gegeben. Ohne die Absicht erneuter Diskussion war es für die Versammelten doch richtig, gegen Ende der Tagung aus berufenem Munde (Oberkirchenrat Dr. Bürgy) in kurzem Referat Aufklärung zu erhalten über das Ergebnis der letzten Beschlußfassung der Kirchenbehörde (nämlich: bei dem gegenwärtigen modus zu bleiben) und deren Begründung zu hören. Danach handelt es sich nicht um eine Setzung neuen Rechtes, sondern um eine aus praktischen Gründen notwendige Verordnung ad hoc, die als vorübergehende Maßnahme zu betrachten ist. — Der genaue und präzise Rechenschaftsbericht von Amtsbruder Löffler über das Gesamtgebiet der Bruderhilfe zeigte die einschneidenden Umstellungen des Jahres der Währungsreform, aber auch den geordneten Zustand unserer Kassen. Sie alle wurden durch einen Betriebsprüfer des Finanzministeriums aufs Genaueste geprüft. Es ergaben sich keinerlei Beanstandungen. Dem Rechner wurde volle Entlastung erteilt und ihm für seine außerordentlich mühevollen und umfangreichen Arbeitsleistung gedankt. Da angesichts der

ungeheuren gesundheitlichen und finanziellen Anspannung der Lage, insbesondere der großen Not in vielen Pfarrhäusern und der ganz anderen Anforderungen der Ärzte und Krankenhäuser die Leistungen der Krankenhilfe ohne entschiedene Maßnahmen nicht auf der bisherigen und heute doppelt notwendigen Höhe gehalten werden könnten, beschloß die Hauptversammlung auf Antrag einstimmig (dem Vorschlag der Bezirksvertreter und des Vorstandes folgend), den Pfarrvereinsbeitrag ab sofort von bisher 3% des Gehaltes auf 4% zu erhöhen. Es ist dies, wie sich jedermann überzeugen konnte, der einzig mögliche Weg zur Erhaltung unserer segensreichen und heute doppelt notwendigen Einrichtungen. — Nach möglichst knapper Abwicklung dieser geschäftlichen Dinge sprach Landesbischof D. Bender „Zur Lage der Evang. Kirche“. Ausgehend von der Warnung, die Kirche nur unter dem Gesichtswinkel der Problematik zu sehen, gab der Landesbischof einen Ausblick auf die Situation unserer Kirche in der Gegenwart. Gegenüber der Gefahr der Verflachung in leerer Betriebsamkeit sind „fromme Pfarrherren und Lehrer“ nötig. In der Frage des Verhältnisses zum Staat darf die allgemein vorhandene, kräftige Tendenz zum Staatsabsolutismus nicht übersehen werden. Die Kirche darf sich nicht fürchten, da Gott ihr allezeit einen modus vivendi geben wird, aber sie soll mit der Apokalyptik unserer Zeit rechnen. Die ökumenische Bewegung ist in ihren letzten Auswirkungen noch nicht voll erkennbar; auf jeden Fall geht der Weg durch die Konfessionen hindurch, nicht an ihnen vorbei. Die letzte große Einheit wird nur durch Christus selbst geschaffen. Auch in den kommenden ernsten Fragen wird die Kirche immer nur durch ihren Herrn bestehen können. — Amtsbruder Kirchenrat Klingler (Nürnberg) überbrachte die Grüße der Brüder aus anderen deutschen Ländern und berichtete „Aus unserer Arbeit“. Ihr Ziel ist und bleibt immer: Bruderschaft in die Tat umzusetzen. In diesem Sinn muß es heute ein besonderes Anliegen Aller sein, an der Not der Pfarrbrüder und Pfarrfamilien in der Ostzone nicht tatenlos vorbeizugehen. — Zum demnächst stattfindenden deutschen Pfarrertag in Neustadt/Hardt lud Kirchenrat Klingler herzlich ein; mit Grüßen aus der Pfalz schloß Oberkirchenrat Bergmann sich dieser Einladung an.

Der Vortrag von Oberkirchenrat D. Dr. Friedrich über „Geist und Recht in der Kirche“ zeigte in klaren und biblisch begründeten Ausführungen gegenüber den aus der Säkularisierung des Rechtsbegriffs stammenden landläufigen Ressentiments, daß das Recht in der Kirche so legitim ist, wie der Geist. Die Kirche lebt vom Hl. Geist und ist gebunden an das Recht. Das Recht ist göttlichen Ursprungs, nämlich: von Gott gesetzt. Dies ist als Grundprinzip in der Bibel ausgesprochen und hat seinen Grund in der „Gerechtigkeit“ Gottes, die zugleich eine Seite seiner Liebe ist.

Nach der Mittagspause sprach der Vertreter der theol. Fakultät Heidelberg Prof. D. Heinrich Bornkamm über „Der Christ und die politische Welt nach Luther“. Hier wurde Luthers grundsätzliche Einstellung als Christ zur Frage des politischen Handelns klar herausgearbeitet und nach allen Seiten beleuchtet. Luther gibt uns nicht Rezepte, sondern er weist die Wurzel unserer politischen Verantwortung auf. Unsere Weltverantwortung heute ist die Verantwortung der Liebe.

Den Beschluß des Pfarrertages machte die vorgesehene Aussprache über Standesangelegenheiten und Standesangelegenheiten. Als solche kamen u. a. zur Sprache: Die nicht wünschenswerte Belegung christlicher Hauptfeste mit Tagungen christlicher Organisationen, die Möglichkeit eines Lastenausgleichs unter den Pfarrern, die Vermietung von Räumen im Pfarrhaus (vgl. oben), usw. Amtsbruder Klingler richtete einen zu Herzen gehenden Appell an die Amtsbrüder, der Not der Ostzonenstudenten zu gedenken und hier das Möglichste zu tun. Mit der Versicherung, daß wir an dieser Not nicht vorbeigehen werden und wollen, und mit einem Schlußwort des Dankes schloß Amtsbruder Schühle den diesjährigen Pfarrertag. Möge keiner, der dabei war, ohne innere Bereicherung und ohne die Absicht, im nächsten Jahr wiederzukommen, heimgekehrt sein. Solche Tagungen zeigen immer wieder, was wir an unserem Pfarrverein haben und wie notwendig er ist.

Rupert Fischer.

Zeitschriftenschau

Pastoralblätter, herausgegeben von D. E. Stange. Kreuz-Verlag, Stuttgart. **Heft 4**. Aus dem reichen Inhalt des Heftes sei genannt der Aufsatz von Prof. Lic. Allwoh: „Seelsorge und Psychotherapie, Entspannungstherapie und Tröstung“. Die beiden verschiedenen Verfahrensweisen gegenüber seelischen Störungen, für jeden Seelsorger eine sachkundige ärztliche Beratung und eine biblisch gegründete theologische Handreichung. — Gute Textbearbeitungen zu Perikopen von Miser. Domini bis Exaudi, ebensolche für den Kindergottesdienst. — Evangelisationsansprache „Verpaßte Gottesstunden“ v. Pastor Hans Bruns. — 5 Andachten am Krankenbett mit einer weiteren Ansprache zur Nottaufe, von P. Rabstein. — In einem sehr gediegenen Aufsatz äußert sich Missionsinspektor Jaspers-Bethel über das Schulproblem in der Mission (Grundsätzliches und die heutige gefährdete Lage). — Zur Frage „Das geistliche Leben der Pfarrersehefrau“ nimmt Edith Thomas das Wort; nüchtern und gesund, allerlei zum Nachdenken für den Pfarrer als Ehemann.

Heft 5. Der ständige Mitarbeiter D. Dr. Rud. Al. Schröder bringt in dieser Mainnummer eine ausführliche Laienandacht: „Vom Himmelreich“, ein wertvoller, praktischer Beitrag zum Thema der Laien-Wortverkündigung, zu dem sich D. E. Stange und Pfr. W. Fricke („Der nicht akademisch-theologisch gebildete Geistliche“, Clerus minor) ebenfalls äußern. — Die Pastoralblätter beginnen nunmehr unter dem Titel „Theologische Forschungsberichte“ mit zusammenfassenden Überblicken über neue Literatur. Zuerst berichtet Prof. D. Hertzberg über „Das Alte Testament“ in einem Referat über exegetische Arbeiten zum AT. — Es folgen die Textbearbeitungen für die Perikopen von Pfingsten bis 2. Trin., entsprechend auch für den Kindergottesdienst. — Sehr instruktiv behandelt Pfr. Lic. Kriebel das Thema „Gustav-Adolf-Arbeit heute?“ — Dr. Friso Melzer bringt einen Arbeits- und Literaturbericht über „Meditation als bildhafte Schau“. Wichtig sind die grundsätzlichen Ausführungen von Pfr. R. Kleinert über die Zeugen Jehovas. —

Im Bücherbericht werden Bücher zum Thema „Der Mensch in dieser Welt“, über Luther und zur Kirchengeschichte besprochen.

D. Karl Bender

„Verkündigung und Forschung.“ Theologischer Jahresbericht 1947/48 Lief. 1/2. Chr. Kaiser-Verlag, München 1949, 154 S. DM 4,40 (Ganzer Band — 3 Lieferungen DM 6,60).

Mit dieser Lieferung beginnt der 2. Nachkriegsband; er erstreckt sich auf die in den letzten Jahren erschienene Literatur. — Im Abschnitt „Prakt. Theologie“ findet man den Überblick von W. Holsten zu der stark ansteigenden missions- und religionswissenschaftlichen Literatur seit 1942, soweit deutscher und schweizerischer Verfasserschaft (36 Seiten). — Unter „Liturgische Rückschau“ berichtet W. Janasch (10 S.) über die liturgischen Schriften seit 1941, eingehender zum bayrischen zweibändigen „Cantionale“ von 1941, zum reformierten „Kirchenbuch“ (M. Albertz u. E. Wolf), dem von Rob. Witte herausgegebenen Werk „Das katholische Gotteshaus“ (1939) und der kirchenmusikalischen Literatur. H. Graffmann referiert (5 S.) über Religionspädagogisches, insbes. über Helm. Kittels „Ev. Unterweisung und Reformpädagogik“ (1947, Heliandverlag Lüneburg, DM 2,—). — Den Abschnitt „Altes Testament“ bearbeitete der künftige Heidelberger Alttestamentler Gerh. vom Rad (Das die überkommene Quellenkritik des Hexateuch aufpflügende Werk von M. Noth, Überlieferungsgeschichtl. Studien I [Halle, Niemeyer 1943]). H.-J. Kraus berichtet über das von vom Rad'sche, 1948 in Neuauflage erschienene Heft „Deuteronomium-Studien“ (Gött., V. u. R. DM 3,80). — Der Abschnitt „Neues Testament“ umfaßt das Referat des Schweizer Theologen Eduard Schweizer über das in schweizerischen Verlagen herausgebrachte Schrifttum (Kommentare, Eschatologisches, Gemeinde, Sakramente, hierunter O. Cullmann, Die Tauflehre des NT). E. Fuchs berichtet über Werner Kümmels „Verheißung und Erfüllung“ mit ausführlicher Inhaltsangabe (7½ S.) — Unter „Systematische Theologie“ behandelt Edm. Schlink zum Thema „Möglichkeit und Grenze philosophischer Anthropologie“ auf 6 S. die völlig umgearbeitete 4. Auflage (1946) von Karl Jaspers „Allgemeine Psychopathologie“ mit außerordentlich anerkennender Kritik ob seiner „unvergleichlichen grundsätzlichen Prägnanz, empirisch-wissenschaftlichen Weite und eindrucklichen Selbstbescheidung“. — Manfred Mezger gibt in einer Besprechung von K. Barths „Kirchlicher Dogmatik II, 2“ eine Darstellung von dessen Prädestinationslehre (6½ S.). — Werner Wiesner liefert eine Rezension von Althaus' Lehrbuch der Dogmatik „Die christliche Wahrheit“ (2 Bde., Bertelsmann, Gütersloh 1947) auf 17½ S. Zu keiner der kritischen Stellungnahmen, die das vorliegende Heft enthält, kann der Leser selber kritischer und skeptischer sich stellen als zu dieser Wiesnerschen Rezension, die aus Althaus einen „ausgesprochenen Vermittlungstheologen“ macht, der bei aller formalen Gabe eines „stilistisch sehr klaren und originalen Ausdrucks“ und einer „verständlichen und lebendigen Darstellung“ sich auf einem dogmatischen Wege bewege, der sich in Kirche und Theologie als irrig erwiesen und von dem man sich entschlossen abzuwenden habe. Wiesner fordert schärfste Antikritik heraus, weil seine Kritik ein Muster von Einseitig-

keit, Engstirnigkeit und Ungerechtigkeit zu heißen verdient. Ein Muster vom Gegenteil bot z. B. die Anzeige der Althaus'schen Dogmatik, die E. Kinder in No. 7 (15. 4. 1948) der Ev. Luth. Kirchenzeitung geschrieben hat und die den „großen Reichtum“ und die „echte Reife“ des Werkes rühmt. — Als evangelische Ethik bespricht Künneth „Die Heiligung“ von Alfred de Quervain (10 S.). Er nennt sie eine Arbeit von theologischem Tiefgang und umfassender Weite, biblischer Grundhaltung und mehr reformatorischem als reformiertem Gepräge. — Friedrich Buchholz behandelt Schriften von Vogel, Schlink, Fremgen und Wallau zum theologischen Problem der Kunst. Paul Reinhard rezensiert den von Paul Schempp herausgegebenen Bericht über die Arbeitstagung der „Sozietät“ vom Herbst 1946, der unter dem Titel „Evangel. Selbstprüfung“ herauskam. Diem und Iwand bekommen dabei wegen des Verständnisses der Lehre vom Gesetz und Evangelium bzw. wegen unionistischer Tendenz in Sachen der konfessionellen Frage schlechte Noten. — Den Beschluß des inhaltsreichen Doppelheftes bildet die unerfreuliche Kontroverse, die über der Entnazifizierung von Prof. Georg Wünsch-Marburg und seinem Buch „Evangelische Ethik des Politischen“ entstanden ist zwischen Wünsch's Verteidiger, dem Marburger Juristen von Hippel und Wünsch's theologischem Gegner und Begutachter Prof. Bultmann. Der Herausgeber Prof. E. Wolf erklärt, er komme im eigenen Endurteil mit Bultmann überein.

Die sorgfältige Lektüre von „Verkündigung und Forschung“ ist wohl geeignet, den Pfarrer in Fühlung mit der fortarbeitenden Theologie zu halten.

D. Karl Bender

Evang. Theologie. Monatsschrift, herausgeg. von Prof. D. Ernst Wolf, Chr. Kaiser-Verlag, München. April 1949, Heft 10.

Das Heft beginnt mit einer Predigt von Prof. Otto Weber über den „reichen Jüngling“, die freilich mit der Frage des Verses 18 der Perikope Mark. 10, 17—27 nur so wenig fertig geworden zu sein scheint wie so viele andere. — Es folgt ein Aufsatz von Prof. vom Rad zu drei Texten des AT (Jes. 2, 1—4, Micha 4, 1 ff, Jes. 60 und Hagg. 2, 6—9), die formgeschichtlich aus einem Stamm erwachsen sind und im AT weitere Parallelen haben (z. B. Ps. 46 u. 48, Jes. 25, 6 ff, Sach. 14). In ihrer Mitte steht die von Jahwe erwählte Gottesstadt und der mythische Vorstellungskreis vom Gottesberg. — Pfr. D. E. Fuchs veröffentlicht einen Vortrag: „Christus das Ende der Geschichte“ mit kritischer Stellungnahme zu dem Buch des Prof. D. O. Cullmann „Christus und die Zeit“ und in Antithese zu dessen Kernsatz: „Christus die Mitte der Zeit“. Prof. Hch. Schlier bringt eine Abschlussvorlesung „Über das Hauptanliegen des I. Briefes an die Korinther“. Ob seines erstaunlichen theologischen Kauderwelsches will es mir freilich mehr als fraglich erscheinen, ob ihn die Studenten überhaupt verstanden haben. — Das Wertvollste im Heft ist die Arbeit von H. Höhler über „Die theologischen Hintergründe des Taufgesprächs“. Würde es so fortgeführt wie von Karl Barth begonnen, so schiene es sich bald zugunsten der Erwachsenentaufe zuzuneigen. Bei Höhler lesen wir: „Nichts wäre verderblicher und irreführender als der Satz: Die Kirche krankt an der falschen Taufpraxis. Bessere sie, und ihr wird geholfen sein.“ Wenn schon

von der Fragwürdigkeit der Kirche die Rede sei, so wolle man dieselbe offenbar an den verschiedensten Punkten „sichern“ und dadurch der Fragwürdigkeit entreißen. Das zeige sich auf den Gebieten der Taufe, der Liturgie, der Verfassung, lauter falschen Ansatzpunkten. Der einzig richtige Ansatzpunkt liege dagegen bei der Evangeliumsverkündigung. Man müsse doch auch sehen, daß im NT die Frage der Kindertaufe nicht aktuell sei, und daß in der Reformationszeit es die „Täufer“ waren, die mit dem Bekenntnis der Kirche nicht übereinstimmten. Man sollte erkennen, daß es eine Grundversuchung ist, wenn neben der Predigt von der freien Gnade man den Akzent auf den Menschen und seine Aktivität verschiebe.

D. Karl Bender

Die Zeichen der Zeit. Evang. Monatsschrift, Heft 4/5 1949, Herausgeber P. Gerh. Brenneke - Berlin. Evang. Verlagsanstalt GmbH. Berlin. Doppelnummer DM 3,—.

In dem Aufsatz „Die heutige Dichtung und das Übersinnliche“ gibt die Theologin Dr. Bourbeck eine treffliche Einführung in die „surrealistische“ Literatur der Zeit, insbes. die von Kafka. — Lic. Kruska bringt eine Übersicht zu dem Thema „Luther in katholischer Sicht“ (Herte, Lortz, Hessen). Es gelingt ihm, aufzuzeigen, daß das erfreuliche katholische Anliegen noch immer nicht auf den Grund d. h. auf die Wahrheitsfrage durchstößt. — Abgedruckt aus der „Evang. Theologie“ (Dez.-Heft 1948) ist die Selbstbiographie Karl Barths: „Mein Weg in den Jahren 1928—1948“, von hohem Interesse für seine Freunde und seine Gegner. Helm. Thieliicke schreibt zur „religiösen Lage in Deutschland“. — Die „Umschau“ ist wirklich eine solche von Moskau und Palästina bis zur Evang. Akademie und christl. Bühnenkunst. Die „Chronik“ erscheint sehr vollständig. Den Rest der Doppelnummer füllt die Beilage „Meditationen“, die Sonntage vom 3. n. Tr. bis 17. n. Tr. umfassend.

D. Karl Bender

Kunstmaler Hermann Lampl aus Schwaikheim, der den Pfarrern eine Reihe von Karten mit der Bitte um Bezahlung von einer DM hat zugehen lassen, ist evang. Flüchtling und schlägt sich redlich durch. Mit seiner Familie hält er sich zur Kirche und ihren Gottesdiensten. Ohne über die künstlerische Qualität seiner Arbeiten urteilen zu wollen, möchte ich eine Unterstützung des Hermann Lampl befürworten.

Evang. Pfarramt Schwaikheim: Martin Ludwig, Pfarrer.

Die Mitarbeiter dieser Beilage:

Oberkirchenrat i. R. Karl Bender (17a) Karlsruhe/Bd., Vorholzstr. 2
Pfarrer Rudolf Bösinger (17a) Heidelberg-Kirchheim, Oberdorfstr. 1
Kirchenarchivar Hermann Erbacher (17a) Karlsruhe/Bd., Blumenstr. 1
Pfarrer Rupert Fischer (17a) Oftersheim, Kr. Mannheim, Mannh. Str. 100
Professor Lic. Dr. W. Heinsius (17b) Freiburg/Breisgau, Scheffelstr. 50
Pfarrer Heinrich Schmidt (17a) Karlsruhe/Baden, Blumenstraße 1
Dekan Herbert Wettmann (17b) Lörrach, Basler Straße 147
Landeswohlf. Pfr. Wilhelm Ziegler (17a) Karlsruhe/Bd., Virchowstr. 20

Verantwortlich: Pfarrer Helmut Meerwein (17a) Karlsruhe (Baden), Blumenstr. 1 — Im Quell-Verlag der Evang. Gesellschaft, Stuttgart-O.
Alle Rechte vorbehalten — Druck: Verlagsdruckerei Conradi & Co., Fellbach bei Stuttgart. — Auflage 900.